Leipziger Blütenlese 1815-1850

Leipziger Blütenlese

1815—1850

Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler

Leipziger Blütenlese
1815—1850

Leipziger Blütenlese

1815—1850

Ausgewählt

und eingeleitet

von

Dr. Julius Zeitler

*   *
*

Dargebracht vom Leipziger Bibliophilen-Abend
zur Jahresversammlung der Gesellschaft der
Bibliophilen · Leipzig, 3. Dezember 1911

Für diese Publikation wurde gespendet

Satz und Druck
von einem gütigen
Unbekannten

*

das Papier
vom Tempel-Verlag

*

die Hülle
von der Buchbinderwerkstatt
E. A. Enders

*

die Herausgabe
von Dr. Julius Zeitler

*

sämtlich in Leipzig

*

Vorwort

Jede Bemühung um die Leipziger Literatur des 19. Jahrhunderts wird an Georg Witkowski's „Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig" anzuknüpfen haben. In der Tat spinnen sich aus diesem unerschöpflichen Kompendium der lokalen Literaturwissenschaft über die Grenzmarke der Jahrhundertwende, die es sich, mit der denkwürdigen Aufführung der „Jungfrau von Orleans" im Alten Theater, gesetzt hat, zarteste und stärkste Fäden bis tief in die folgenden Jahrzehnte hinein. Es ist natürlich, daß keine Epoche des Leipziger 19. Jahrhunderts sich auch nur im entferntesten den großen Ruhmeszeiten des Leipziger 17. und 18. Jahrhunderts an die Seite zu stellen vermag. Aber es mußte doch reizen, jenen Fäden nachzugehen und eine Wiedererweckung dieser so verschollenen Jahrzehnte zu versuchen. Wir sehen ja allenthalben das Interesse am Biedermeier und an den Literatur- und Gesellschaftszuständen dieser und der folgenden Zeit wieder erwacht, Architektur und Kunstgeschichtsforschung zeigen da den gleichen Eifer, wie literaturpflegende Kreise, alle wollen den lebendigen Strom der Gegenwartskultur wieder an der nächsten Vergangenheit anknüpfen. So kam es zu dem Versuch, das Interesse an der Leipziger Literatur, genauer der Lyrik dieser Jahrzehnte, wieder zu beleben. Es stecken in der Entwicklung der Lyrik dieser Zeit aber auch nicht nur stadtgeschichtliche Werte, Werte der geistigen und seelischen Entwicklung Leipzigs in dieser Periode, sondern auch solche, die den Strom der allgemeindeutschen Literaturbewegung mit

ausmachen. Leipzig war keineswegs plötzlich vom allgemeinen Werden abgeschnitten, Einflüsse von außen zeigten sich, und ein kräftig pulsierendes inneres Leben erhielt seinen Ausdruck, und noch einmal, zu einem guten Teile in der jungdeutschen Lyrik, und dann unvergleichlich in der sozialdemokratisch-revolutionären nationalen Lyrik, der gleichen Berliner Phase weit überlegen, geht die Linie deutscher Literaturentwicklung durch die alte Pleißestadt.

Die Abgrenzungen, die der darzustellenden lyrischen Epoche zu geben sind, bedürfen eines kurzen Wortes. Friedrich Rochlitz, der Redakteur der Allgemeinen Musikzeitung, wird noch zum 18. Jahrhundert gerechnet werden müssen, auch Seume, der wackere Wanderer, der in seiner Dachwohnung am Markte von exotischen Spaziergängen träumte, hat seine Wurzeln weiter zurück; ganz zu schweigen von so rasch den Leipziger Himmel durcheilenden Poeten, wie Jean Paul, der in einer Dachstube an der Petersstraße seine „grönländischen Prozesse" geschrieben hatte, sowie E. T. A. Hoffmann, der in der napoleonischen Zeit eine leuchtende, aber rasch wieder verschwindende Spur durch die Stadt zog, oder gar Kotzebue, der eine Zeitlang im Kaffeebaum residierte. So beginnt das Leipziger lyrische Biedermeier erst mit Mahlmann. Lange dauert es nicht, die Signatur der dreißiger Jahre ist die jungdeutsche Poesie, und mit dem Beginn der vierziger Jahre steigen schon soziale Töne ans Licht. In den Ausgang der Epoche sich aber Gottschall zu denken, den langjährigen Leipziger Literaturdiktator, würde irrig sein, Gottschall kommt erst 1864 nach Leipzig, berufen von F. A. Brockhaus. Die Epoche endet vielmehr glücklich mit dem Auftreten Gustav Freytags, dieses mannhaften Dichters, den wir schon seit 1848 in Leipzig antreffen, und der in dem jungen Treitschke, der in den fünfziger Jahren hier studierte, sein begeistertstes „Kitzing"-Mitglied gewann. Damit beginnt aber schon die neue Zeit, das „neue Reich" kündigt sich an.

In S i e g f r i e d A u g u s t M a h l m a n n und in W i l h e l m

Gerhard besitzen wir so die Hauptvertreter Leipziger Biedermeierlyrik in der Reaktionszeit. Ein leichter, tändelnder, heiterer Lebensgenuß überwiegt, Klänge von der Anakreontik her und besonders von Christian Felix Weiße machen sich noch geltend, die Elegie und Melancholie der Zeit, die ihre liebsten Symbole in Trauerweiden und Grabesurnen hat, liegen schattend über den Versen und machen ihren charakteristischsten Reiz aus; vom Grabesrand pflückt man die liebsten Blumen, Tränen der Wehmut würzen die harmlose Lebensfreude. Viele freundliche Lieder dieser Jahre, wie „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust", „Weg mit den Grillen und Sorgen", „Liebes-ABC", „Die Mädchen in Deutschland sind blühend und schön", „Auf! Matrosen, die Anker gelichtet!" wirkten auf das ganze deutsche Land, unsre Väter und Mütter haben sie gesungen, wir selbst sangen sie noch, und als liebe Volkslieder leben sie in vielen Herzen. Fink und Methusalem Müller dichten noch in älteren Tönen, aber noch Theodor Apel, obwohl schon neuere Einflüsse auf ihn wirkten, der früh erblindete Jugendfreund Richard Wagners, gehört zu dieser Gruppe.

Wilhelm Gerhard war nicht nur ein großer Handelsherr, sondern auch ein mit ganz bedeutendem Talent ausgestatteter Poet, der überkommene und liedhafte musikalische Formen mit liebenswürdigen Inhalten auszufüllen verstand. Die Erinnerung an ihn reicht noch durch seine Tochter Simildе und seinen berühmten Garten bis fast in unsere Zeit herein. Dichtende Großkaufleute — eine Verknüpfung, die sich in Gerhard mit weltmännischer Anmut verwirklichte, hat es in den folgenden Jahrzehnten nur selten gegeben, erst in neuester Zeit ist der Typus poetischer Kapitalisten und lyrischer Großhändler wiedererstanden und durch nicht unebenbürtige Leistungen — sehr im Gegensatz zu der wohl allezeit im höhern Bürgertum gepflegten Liebhaberei harmlosen Versemachens — zu Ruf gekommen. An Stelle der kaufmännischen treten in der nie abgebrochnen Unter-

strömung Leipziger Poesie gelehrte Kräfte, aus studentischem Philisterium, wie Stolle, vielleicht auch Oelckers, oder aus den Kreisen der Bibliotheken, der Universität, der Gymnasien, selbst wenn sie epische Motive verdichten, wie Marbach, Haltaus. Zu dieser Gruppe dichtender Professoren sind später, trotz ihrer weltweiten Unterschiedlichkeit, Minckwitz und Dr. Mises zu rechnen.

Die Biedermeierphase konnte nur kurz sein, denn wie kaum wo anders brachten die Pariser Juliereignisse von 1830 Leipzig in Erregung. Das junge Deutschland erwählt die Stadt zu seinem Hauptquartier. Laube, dessen wesentlichste Bedeutung freilich für diese Jahre auf redaktionellem und prosaschöpferischem Gebiete liegt, schlägt für eine Reihe von Jahren hier den jungdeutschen Generalmarsch. Ohne schärferen Einschnitt fügen sich an diese Kette die wahrhaft modernen, die national deutschen und revolutionären Dichter der vierziger Jahre.

Gleichwie mit Fanfaren werden die dreißiger Jahre mit Ernst Ortlepp eröffnet. Der unglückliche, viel zu wenig gewürdigte Mann gehört zu jenem Dreigestirn problematischer Naturen, dessen weitre Mitglieder Johann Peter Lyser und Wolfram-Marlow waren, und die in Leipzig, ach vergebens, ihr Glück und ihr Brot suchten. Lyser hat romantisch-ironische Züge, Wolfram, der unaufhaltsam verkommende, empfindet die Dichterpein als wahres Golgatha, der unstreitig genialste der drei, eine kühne Byron-Natur, war Ortlepp. Es bleibt aufs tiefste zu beklagen, daß es ihm nicht gegeben war, sein, auch in einer maßlosen Produktion von bergeshohem Umfang ungeheures Genie in Zucht und Zaum zu nehmen. Zahllose Blitze echtester Lyrik zucken aus seinem Schaffen, den Zustand der Reife, der Vollendung erreichte er nie. Lyser entrann und schwirrte als mittleres Meteor zu anderen Betätigungsreichen, für Ortlepp und Wolfram aber wurde der Leipziger Boden das Schlachtfeld des Geistes, auf dem sie nach jahrelangem Ringen, besiegt von den Umständen und ihrer eignen Un-

zulänglichkeit, niederbrachen, Märtyrer der Poesie, wie sie selten vorher und nachher diesen in geistigerem Sinne noch viel mehr mit Menschenblut durchtränkten Boden zu düngen bestimmt waren.

In diesen Jahren steht auch Karl Herloßsohn, scheinbar eine behaglichere, liebenswürdigere Natur; aber es war nur eine süße, freundliche Maske, die er sich vorgebunden hatte, und die alle täuschte. Im Innersten war er, trotz der unendlichen gereimten Zärtlichkeiten, in ewiger Verliebtheit an das weibliche Geschlecht gerichtet, ein Verbitterter und Vergrämter, ein Zerriebener und Zermürbter, keineswegs eine bloße Weltschmerznatur, schleppte er sich an der Krücke der Redaktion des „Kometen" in jahrzehntelanger Journalfrohn unbefriedigt durch die Zeit, erst das Revolutionsjahr löst ihm den resigniert geschlossenen Mund, auch er schreit nun sein Angenügen an allem hinaus, und nachdem er in diesem letzten Hinausknirschen, Hinausstoßen der Wahrheit gleich einer roten Blutwelle seine Seele befreit, stirbt er im Spittel, nicht besser als in Lumpen und auf Stroh.

Karl Herloßsohn war der erste Sturmvogel jener schwarzgelben Kämpferschar, der Vorläufer jener nie zu vergessenden heißblütigeren Phalanx österreichischer Flüchtlinge, die in Leipzig das Asyl ihrer Seele, ihre wahre geistige Heimstätte fanden. In dieser Linie wirklich moderner Dichtercharaktere stehen als ihre Hauptvertreter die Volksgenossen Karl Beck und Moritz Hartmann, ihnen schließen sich dann an die Deutschen Robert Blum, Luise Otto und Richard Wagner, drei revolutionär durchglühte Herzen; und im zweiten Gliede hinter ihnen sowohl an Talent, wie an Leidenschaft, stehen Hermann Marggraff und, in weiterem Abstande und mit matterem Pulsschlag, Gustav Kühne.

Ein neckisches Schicksal ist's, das mitten in diese Entwicklung geradezu als Anachronismus den liebenswerten jungen Theodor Fontane stellt, der in seiner Autobiographie ein so freundliches Bildchen aus dem vormärzlichen

Leben Leipzigs überliefert hat. Sein Gedicht „Shakespeares Strumpf", die Apothekerlehrlingsinspiration von der Schillerweste her bildet in diesen bebenden, von schwerem Gewölk überhangenen Jahren ein liebenswürdiges heiteres Intermezzo.

Karl Beck ist der ungezügeltere, der deutsch-ungarische Poet mit flatternder dämonischer Stirnlocke, er zuerst greift die sozialen Ideen auf und singt von den Unterdrückten und Niedergetretenen, vom Elend der Armut, er wirft seine Strophen wie Feuerbrände über die Häuser der Prasser, zu den hochgetragenen Standarten der Zeit: Freiheit, Vaterland, Einheit fügt er noch die Fahne der sozialen Gerechtigkeit, in der Eisenbahn sieht er (wie nach ihm auch Luise Otto, die auch schon für die erzgebirgischen Klöpplerinnen eintritt) das völkerbefreiende Symbol der neuen Zeit, das Werden einer besseren Menschheit; und der Herrgott seiner Lyrik ist nicht bloß im brennenden Dornbusch, im brausenden Rhythmus daherfegenden Schlossensturms, sondern auch in einem sanften Wehen nicht verächtlicher melodischer Töne. Moritz Hartmann, der etwas später nach Leipzig kommt, ist gebändigter, gefestigter, ein Dichter von haltbarerem Schrot, ein solider Mann, auch in seinem Schaffen, und während Beck schon in den fünfziger Jahren Renegat wurde, blieb Hartmann seinem Dichten treu und erhielt sich in der Liebe seiner Volksgenossen als kernhafter Charakter. Robert Blum hat in unendlicher breitplätschernder Schreiblust doch auch eine große Anzahl von echten Gedichten geschaffen, in denen er dem Vaterland, der ersehnten Einheit und den deutschen Frauen glückliche und treffende und empfundene Strophen weihte, wenn uns diese Poesien nicht künstlerischer erscheinen können, daß sie von dem Blute des Märtyrers gerötet sind — daß Robert Blum die Wahrheit und Treue der darin niedergelegten Gesinnung mit seinem Tode besiegelte, wirft einen verklärenden Schein über sie. Wie auf die Barrikade, mit der roten Fahne in der Hand, springt die für die deutsche

Einheit wie für die Gleichberechtigung und Zukunft ihres Geschlechts gleich erglühende Luise Otto in die Reihen der Dichter, der neuen Zeit gilt das warme Fühlen dieser starken und kämpferischen Frauennatur; daß Stetigkeit, Milde und Besonnenheit zugleich zu ihrem Charakter gehörten, verbürgte ihr den Sieg und nach einem langen segensreichen Wirken die Krönung ihres Lebens durch Lorbeer und Marmor. Tief im Innersten erschäumend packt Richard Wagner die Probleme der Zeit auf, im Rhythmus donnernder Aufrührerscharen pocht er an die Paläste der Reichen, es ist der Sturmgesang der Revolution, den er anstimmt, eine aufgewühlte gewaltig dröhnende Marsaillaise. In der zweiten Schlachtordnung dieser Lyrik stehen Hermann Marggraff und Gustav Kühne, beide brave Poeten, aber der tiefsten und eigensten Persönlichkeit doch nicht so gewiß. Marggraff ist der urwüchsigere, trotz mannigfacher fremder Einwirkungen, darunter auch solche von Heine her; Kühne ist, bei aller Freiheit der Gesinnung, noch mehr gebunden, konventioneller, nicht genug durchtobt von der Hitze eines ungebärdigen Genius, sondern lau, geglättet, vermittelnd, Mittelwuchsgedanken warm und maßvoll aussprechend.

Damit finden wir uns auch schon an den Ausgang der Epoche geleitet. Theodor Drobisch schon ist der Poet bürgerlicher Ängstlichkeit, er möchte zwar recht gern auch mit Revolution machen, aber riskieren möchte er beileibe auch nichts; in seiner Hand wird die Fackel der Dichtung ein Zündholz zum Witzeanbrennen; nur mit dem geputzten Helm wirkt er gefährlich, unten läuft er zaghaft auf wollenen Socken und statt des Morgensterns und der Muskete hat er wirklich einen Gänsekiel in der Hand, aus dem in ironisch-blasser Tinte ungefährliche Schnurren, die sich weiß Gott wie staatsumwälzend gebärden, herausträufeln. Die altbewährte Unterströmung verbindet sich mit der Ermüdung, die nach dem Revolutionsjahr einsetzt, bis neue Kämpfer erscheinen, und als Produkt ergibt sich die Gruppe

Adolf Böttgers und seiner Schüler Schloenbach und Parucker, die es fertig bekommen, den Geist der Lyrik fast ganz zur Verflachung und Versandung zu bringen, bis gar die süßen Blumengeisterchen zitiert werden, daß man es vor lauter impotentem Zirpen und Flöten in ausgemergelten Formen nicht mehr aushalten kann.

Es bedurfte eines Mannes, der das niedergesunkene Feldzeichen wieder in die Faust nahm und es hoch aufzurecken sich vermessen konnte. Dies war Gustav Freytag. Mit ihm stehen wir schon an der Schwelle fast unserer Generation. Keine unfruchtbare Klage, kein folgenloses Zerquältsein über den Jammer deutscher und menschlicher Zustände lebt in seinen Strophen, sondern schon die Klarheit des Zieles, die Überwindung der Not, die Erfüllung.

Lassen wir hier den Blick durch die Reihen zurückschweifen, so möchte noch der engeren lokalen Verknüpfung dieser Poesien mit Leipzig Erwähnung geschehen. Historische Ereignisse und Stätten finden nicht wenige ihren Niederschlag in diesen Versen. Mit Finks Schneidergesellen streifen wir zum Brandvorwerk und zur grünen Schenke, Gerhards Wasserfahrt versetzt uns auf die damals noch idyllischere Fläche der Pleiße; Lyser und Böttger beschwören Faust und lassen die Wölbung von Auerbachs Keller erscheinen; zum Leipziger Gutenbergfest greifen Laube und Marbach in die Saiten ihrer Leier. Dem Ruhm der Eisenbahn winden Luise Otto und Karl Beck lyrische Kränze. Das liebe Schillerhäuschen in Gohlis findet in Ernst Ortlepp und nochmals in Karl Beck seine nicht unebenbürtigen Rapsoden; letzterer bedichtet auch die Buchhändlerbörse; die blutigen Augustereignisse von 1845 finden bei Luise Otto und dem metrisch unerbittlichen Odensänger Minckwitz ihren so verschiedenen Niederschlag, die großen Ideale des revolutionären Jahrzehnts aber finden wir auf viele Dichterfahnen gestickt, leuchtender oder blasser; in direkter Wendung endlich richten sich an Leipzig Ortlepp, Beck, Minckwitz und vielleicht noch Fechner. So sehen wir das

Leben der Stadt in vielfältiger Weise in die Dichtung übergegangen, vergeistigt, erhöht.

Wem die Anzahl dieser Dichter nicht genügte, dem könnte ja mit einer größeren Liste von Poeten, die für diesen Zeitpunkt in Leipzig, meistens kürzer, anzutreffen sind, gedient werden. Bei näherer Betrachtung aber dürfte sich ihre Verknüpfung mit der Stadt nicht als eine so notwendige erweisen. In der Tat konnten Theodor Mundt (1832), Otto Ludwig, Grabbe, Hoffmann von Fallersleben, Gutzkow, Berthold Auerbach, Ernst Willkomm, Alfred Meißner, Eduard Mautner, Johannes Nordmann, Hermann Rollett, Ignaz Kuranda, Eduard Boenecke, August Bürk, Hans Normann (Groß-Hoffinger), A. von Binger und manche andre noch mehr nicht in diese Reihe gestellt werden, selbst Julius Mosen kann trotz einiger Studentenjahre (zwischen 1823 und 1830) nicht als beheimatet gedacht werden, bei Robert Heller („Rosen", 1842—48, Perlen, von 1845 an — Almanache) versagten die Quellen oder es mangelte daran, wie auch bei dem Österreicher Joseph Rank, und bei Roswitha Kind, der Tochter des Freischützdichters („Gedichte", Leipzig 1842).

Die benützten Werke, die Quellen, sind im Anhang genau nachgewiesen, es ist hier der Versuch gemacht, eine Art Bibliographie der Leipziger Lyrik dieser Epoche zusammenzustellen. Die Schreibung gründet sich durchaus auf die Vorlagen, darum kann das Bild der Orthographie (wie oft Tod und Todt) nicht ganz einheitlich wirken. Die Zeitschriften „Zeitung für die elegante Welt", „Komet", „Europa" lieferten mancherlei Material; waren diese jedoch schon nicht lückenlos zu erreichen, so entzogen sich leider jene, wie „Leuchtthurm", „Aurora", „Planet", Hell (Winklers) Abendzeitung, Dresden, bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit ganz. Gewiß würden auch die alten Jahrgänge der Leipziger Zeitung und des Leipziger Tageblatts einiges geboten haben. Doch darf andererseits die Bedeutung der periodischen Literatur für unsern Stoffkreis

nicht überschätzt werden; der Wert der wenigen gemachten Funde stand nicht im entferntesten im Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Mühe.

Zum Schlusse möchte ich der vielen Unterstützung, die ich in meiner Sammeltätigkeit gefunden habe, eingedenk sein. Allen, von denen mir Förderung und Rat wurde, vielen Dank, vor allem Herrn Prof. Georg Witkowski, auch besonders für das in der Übertragung der Aufgabe erzeigte Vertrauen, sodann der Universitätsbibliothek, die bereitwilligst die gewünschten Bändemassen darlieh, der Stadtbibliothek, die gleichfalls viele Winke spendete, Herrn Dr. Paul Schumann, für die Aufschlüsse aus seinen wertvollen Lipsiensien, Herrn Dr. H. H. Houben, dem Erforscher des Jungen Deutschland, dem dadurch auch zahlreiche Beiträge zum lokalen literarischen Leben verdankt werden, dem Antiquar Herrn Fr. Meyer, endlich auch der Linckeschen Leihbibliothek, die aus dem Staub und Dust ehrwürdigster urältester Bestände einige nicht unerhebliche Schätze ans Licht holte, die jetzt blank geputzt in der Kette dieser Lyrik freundlich leuchten.

Leipzig, 25. November 1911.

Siegfried August Mahlmann

*

Das Reich der Freude

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liedersang;
Ein frischer Muth in heit'rer Brust
Macht frohen Lebensgang;
Man geht Berg an, man geht Berg ein,
Heut' grad' und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders sein:
Was kümm'r ich mich darum!

Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So giebt es Most, wird freudenreich,
Und feiert manches Fest!
Drum zag' ich nicht, engt mir die Brust
Des Schicksals Unmuth ein;
Bald braus' ich auf in Lieb' und Lust,
Und werde reiner Wein!

Die Zeit ist schlecht; mit Sorgen trägt
Sich mancher ohne Muth;
Doch, wo ein Herz voll Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut.
Herein, herein, du lieber Gast,
Du, Freude! komm zum Mahl!
Würz' uns, was du bescheret hast!
Kredenze den Pokal!

Fort, Grillen, wie's in Zukunft geht,
Und wer den Szepter führt!
Das Glück auf einer Kugel steht,
Und wunderbar regiert.
Die Krone nehme Bacchus hin!
Nur er soll König sein!
Und Freude sei die Königin!
Die Residenz am Rhein!

Beim großen Faß zu Heidelberg
Berathe der Senat,
Und auf dem Schloß Johannesberg
Der hochwohlweise Rath!
Der Herrn Minister Regiment
Sei beim Burgunder-Wein!
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll in Champagne sein!

So sind die Rollen ausgetheilt
Und alles wohl bestellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt.
Es lebe hoch, das neue Reich!
Stoßt an und trinket aus!
Denn Freud' und Wein macht frei und gleich
Und würzt den Lebensschmaus!

Weinlied

Weg mit den Grillen und Sorgen!
Färbt doch Aurora den Morgen!
  Blüht uns das Leben doch schön!
Frühling und Rosen erglänzen;
Laßt uns die Becher bekränzen,
  Singend die Reise bestehn,
  Bis uns Zypressen umwehn!

Vaterhand hat uns im Leben
Segen unzählig gegeben,
Freud' ist der Wille des Herrn!
Opfert ihm, fröhliche Zecher!
Singt seine Güte beim Becher!
Fröhliche sieht er so gern!
Preiset den gütigen Herrn!

Sehet, in Osten und Westen
Schmücken sich Blumen zu Festen,
Perlet zur Freude der Wein,
Schafft Paradiese die Liebe,
Will mit dem göttlichsten Triebe
Irdische Herzen erfreun:
Liebet, und trinket den Wein!

Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen:
Hofft nur ein fröhliches Morgen!
Hofft, und das Wölkchen entweicht!
Zauberin Hoffnung, im Leben
Woll'st du uns freundlich umschweben!
Und wenn das Ziel wir erreicht:
Mache den Abschied uns leicht!

Sehnsucht

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit!
Komm', Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthezeit!

Umwehe mich, du schöner, goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegenschlug!

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies!
Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies!

Seid noch einmal ans treue Herz geschlossen,
Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Ach, viele schon hält tiefe Nacht umfangen!
Sie schlummern in der Mutter Arm!
Blüht wieder auf, ihr eingesunknen Wangen?
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Erstorbne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die sehnsuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir alle wachen fröhlich auf.
Wie sehn' ich mich nach deinem Gottesfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

Das Grab

Selig die Todten! Sie ruhen und rasten
Von quälenden Sorgen, von drückenden Lasten,
Vom Joch der Welt und der Tyrannei!
Das Grab, das Grab macht allein uns frei.

Über der Erde da walten die Sorgen;
Im Schoße der Mutter ist Jeder geborgen!

O Nacht des Todes, du bettest weich!
Das Grab, das Grab macht allein uns gleich.

Land der Verheißung, du führest die Müden
Nach Stürmen und Kämpfen zum seligen Frieden!
Wenn Freude verschwindet, wenn Hoffnung verläßt:
Das Grab, das Grab hält den Anker fest!

Wieder sich finden und wieder umarmen
Und wieder am Herzen Geliebter erwarmen,
Und ewig zu leben im süßen Verein!
Das Grab, das Grab, wird uns all' erfreun!

Kränzet die Thore des Todes mit Palmen
Und singet der ewigen Freiheit Psalmen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein!
Das Grab, das Grab soll Triumphthor sein!

Herbstlied

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub!
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!

Die Vöglein im Walde sangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will.

Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu!

Abendlied

(An Minna)

Wie hängt die Nacht voll Welten,
  Wie glänzt der Abendstern,
Als säh' er Menschenfreuden,
  Und Menschenruhe gern!
Ach, Minna, der den Stern gemacht,
Der hat auch mein und dein gedacht,
  Und wird uns nie vergessen!

Er blickt mit Vaterliebe
  Aus diesem Sonnenmeer,
Im Flimmern goldner Sterne
  Auf seine Kinder her;
Und wo auf seiner schönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
  Da giebt er Trost und Frieden.

Das Herz, oft schwer von Sorgen,
  Wiegt er in süße Ruh',
Und drückt mit Abendlüftchen
  Des Müden Auge zu;
Sein guter Engel lohnet dann
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
  Mit Bildern heitrer Träume.

O, laß uns ihm vertrauen!
  Auf ihn nur laß uns sehn,
Wenn wir auf Dornen wandeln,
  Wenn wir auf Blumen gehn!
Für Dorn und Blume sei ihm Dank —
Es dauert eine Stunde lang,
  Dann wiegt er uns in Schlummer.

Den Schmerz der kleinen Erde
  Umstrahlt der ew'ge Kranz
Von seinen tausend Welten,
  Mit frohem Hoffnungsglanz.

Dort hat er Geistern edler Art
Den stillen Wohnplatz aufbewahrt,
  Wo ihre Sehnsucht endet.

Er trägt in seinem Herzen
  Die Kinder seiner Welt,
Und heißt sie froh willkommen
  Im schönen Sterngezelt;
Dort oben muß ein Stern auch sein,
Wo sich verwandte Seelen freun! —
  Du mein, ich dein auf ewig!

*****

Karl Ludwig Methusalem Müller

*

Die Sommernacht

Heiter an des Himmels Bogen
Sind die Sterne aufgezogen,
  Sehnend dringt empor mein Blick;
Sieh! da ziehn durch ferne Räume
Lächelnd meiner Jugend Träume
  Und ihr längst entschwundnes Glück.

Und es kehrt das junge Leben
Wieder in mein Herz, es schweben
  Scherzend um mich Freud' und Lust;
In der Eiche Wipfeln spielen,
Linde Weste, schmeichelnd kühlen
  Sie die seufzer-schwere Brust.

Mich umglänzen alle Wonnen
Ferner Zeit wie milde Sonnen,
  Und es blüht das stille Land
Vor mir auf, wo jeder Morgen
Hoffnungselig, frei von Sorgen
  Den beglückten Jüngling fand.

Schöne Nacht, in deinem Schoße
Schläft der Tag, die frische Rose
Seiner Wang' umhüllt dein Flor —
Glänzend steigt dem Kummermüden
Eingewiegt von deinem Frieden
Sein zerstörtes Glück empor.

Schweb' um mich, du Geist der Stille
Und mit selger Ahndung fülle
Mir die Brust dein lindes Wehn —
Laß in ihren innern Tiefen
Hoffnungen, die längst entschliefen,
Tröstend wieder auferstehn.

Laß den frommen Glauben nahen,
Der in stärkendem Umfahen
Den gesunknen Muth erweckt,
Daß auch im Gewühl des Lebens
Nach dem Himmlischen vergebens
Sehnsucht nie die Arme streckt.

Zeige von dem fernen Lande
Mir den Abglanz, der am Rande
Sonst des Grabes nur uns glänzt.
Sieh, schon strahlt sein Morgenschimmer,
Der des Lebens öde Trümmer
Lieblich noch mit Rosen kränzt.

Gottfried Wilhelm Fink

*

Schneiderburschenlied auf Leipzig 1818

O Leipzig, edle Lindenstadt,
Wie thust du mir gefallen?
Wer nur ein Herz im Leibe hat,
Dem thut's vor Freuden wallen,
Und wallet wie das Rote Meer,
Denn mir gefällt's in Leipzig sehr.

Der Kaufleut' und der Doktor's viel,
Die tragen schöne Kleider;
Und zum verliebten Damenspiel
Braucht man allhier viel Schneider;
Und bringt ihm weiter nichts Verdruß,
Als wenn er Sonntags bügeln muß.

Heut aber geht's auch auf den Brand
Und auf die grüne Schenke;
Lisettchen süß ist gleich zur Hand,
Daß man sie weidlich schwenke,
Und trinkt ihr zu das Gosenbier,
Das steigt ihr bis ins Hauptquartier.

Und in der Grimm'schen Gasse steht
Jetzt eine Kolonade;
Und wer gern ins Theatrum geht,
's ist neu und macht Parade.
Auch hab'n sie eine Jungfer da,
Die spielt die Donna Diana.

Die Meisterstöchter wohlgemuth
Verstehen die Manieren;
Mit Kreppkleid und mit Federhut
Gehn sie sehr schön spazieren.
Und sieht man sie im Sonnenschein,
So möcht' man gleich ein Meister sein!

Wilhelm Gerhard

★

Das Konzert

Sehnsucht im beklommnen Herzen
Trat ich in den weiten Saal,
Und das Zauberlicht der Kerzen
Mehrte meines Busens Qual.

Denn das Mädchen meiner Lieder
Sollte heut' zugegen sein,
Und so blickt' ich hin und wieder
Durch geschmückte bunte Reih'n.

Schmetternd rauschten die Trompeten
Zu der vollen Symphonie,
Und die Hörner und die Flöten
Bliesen sanfte Melodie.

Da erblickt' ich meine Schöne
Mit dem blonden Lockenhaar;
Tiefer als die Flötentöne
Rührte mich ihr Augenpaar.

Süße Röth' auf ihren Wangen,
Holde Scham im Angesicht,
Saß sie da. Die Geigen klangen —
Ich vernahm die Töne nicht;

Sah nur ihrer Blicke Schimmer,
War für sie nur Aug' und Ohr,
Schielte immer nur und immer
Nach des Mädchens Busenflor.

Endlich, als das Chor der Sänger
Mit dem Saitenspiel verhallt;
Widerstand ich auch nicht länger
Meiner Sehnsucht Allgewalt;

Schüchtern und mit leisem Schritte
Nahte der Geliebten ich:
Mädchen! höre meine Bitte!
Holdes Mädchen, liebe mich!

Keine Worte gab die Schöne,
Keine Silbe mir zurück:
Aber lauter als die Töne
Sprach ihr seelenvoller Blick.

An ihre Locke

Schöne dunkelbraune Locke
Meiner holden Beatrice,
Die mit sanften Liebesknoten
Um die Seele sich geschlungen,
Sey mir, o willkommner Bote
Ihrer stillen Gegenliebe,
Sey mir tausendmal gegrüßt!

Wenn ich einsam an sie denke,
Wenn nach ihr ich still mich sehne,
Und zurück gehaltene Gluten
Meiner heißen Liebesflamme
Mir die Brust zu sprengen drohen:
Dann, o Talisman der Liebe!
Schöner Theil von einem schönen
Körper: komm an meine Lippen,
Dämpfe mir die Flammengluten,
Kühle meine heißen Lippen,
Bis ich einst das Lockenköpfchen,
Und die dunkeln Augenwimpern,
Und den Purpur ihres Mundes,
Und den Rosensamt der Wangen,
Und das Elfenbein des Nackens,

Und des Busens Alabaster,
Und den süßen, unberührten
Leib des heißgeliebten Mädchens
Ganz mein eigen nennen werde!

An ihre Schnürbrust

Wie beneid' ich dich, o Schnürbrust
Meines auserwählten Mädchens,
Die du gleich dem Zaubergürtel
Aphroditens an den zarten
Süßen Leib dich innig schmiegest,
Und mit sanften Liebesbanden
Schöngeformte Doppelhügel
Einer keuschen Brust umrankest,
Die der Federkraft des Fischbeins
Trotzend, in der Jugendfülle
Eig'ner Kraft dem Druck entquellen!

O, wie will ich, wenn mir Hymen
Einst erlaubt, dich aufzuschnüren,
Alle die geheimen Reize,
Die du neidisch mir verstecktest,
O, wie will ich sie mit glühend
Heißen Lippen in mich saugen,
Und, wie du, so fest und innig,
An ihr liebend Herz mich schließen!

Wasserfahrt am Morgen

Verlaß die dunkle Hütte,
Beflügle deine Schritte,
Und komm im Zephyrtritte

Komm an des Ufers Rand!
Dort schaukelt uns der leichte Kahn
Auf silberheller Wogenbahn
Den breiten, stillen See hinan,
Bis an die Felsenwand.

O schau am Himmelsthore
Die glänzende Aurore,
Vernimm mit trunknem Ohre
Der Vögel muntre Schaar!
Wie heiter ist die Luft, wie blau!
Im Blumenschmelze prangt die Au,
Und weder Nebel netzt noch Thau
Dein blondgelocktes Haar.

Du schlägst das Auge nieder?
Laß, lauschend auf die Lieder,
Nur deine zarten Glieder,
Auf weichem Kissen ruhn.
Die Silberwoge kräuselt sich,
Ein sanfter Wind umsäuselt dich,
Und freundlich schützet dich und mich
Der mächtige Neptun.

Und flattert dir auch freier
Um Brust und Hals der Schleier,
Und setzt die Wang' in Feuer
Durch lose Schelmerei'n:
So mache, dämpfend diese Glut,
Den Fehler, Liebchen, wieder gut,
Und laß die ungetrübte Flut
Der Schönheit Spiegel seyn.

Die Spinnerin

Spinn', spinne, liebes Töchterlein!
Ich kaufe dir ein Kleid.
Von Seide, Mutter, laßt es sein,
Die Kante bunt und breit!
Ich will auch gleich beginnen,
Seht nur wie flink ich dreh.
Doch nein, ich kann nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

Spinn', liebe Tochter, spinne fein!
Ein Hemde kauf' ich dir.
Das Hemde, Mutter, wird mich freun,
Mit Spitzen wünsch ich's mir.
Doch wär's vom feinsten Linnen
Und weißer als der Schnee,
Kann, Mutterchen, nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

Spinn, Tochter! du bekömmst ein Paar
Ganz nagelneue Schuh.
O kauft, mit Zwickeln fein und klar,
Auch Strümpfe mir dazu.
Mich neiden Nachbarinnen,
Wenn ich zu Tanze geh.
Doch spinnen? nur nicht spinnen!
Die Finger thun mir weh!

Und spinnt das Fädchen glatt und rund,
Ich kauf' dir einen Hut.
Ja, Mutterchen, doch nicht zu bunt;
Ein gelber steht mir gut;
Ich wär', ihn zu gewinnen,
Wohl flinker als ein Reh.
Doch kann ich heut nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

Spinn', liebe Tochter, spinne flink,
Ein Kettlein kauf ich dir.
Das Kettlein und der goldne Ring
Sind schöner Bräute Zier.
Wie schmeichelt ihr den Sinnen
Vom Kopf bis auf die Zeh!
Erlaßt mir nur das Spinnen,
Die Finger thun mir weh!

Spinn', Töchterchen, spinn' flink und fein,
Ich kauf' dir einen Mann.
Ein Mann, ey! liebes Mütterlein,
Der stände wohl mir an.
Er soll mich zärtlich minnen,
Wenn ich mein Rädchen dreh',
Und seht! ich kann wohl spinnen,
Thut mir kein Finger weh!

Liebes A. B. C.

A. B. C. D.
Wenn ich dich seh,
Dich, meine süße Lust,
Klopft die empörte Brust,
Wird mir so wohl und weh,
Wenn ich dich seh.

E. F. G. H.
Wärst du noch da!
Drückte mein treuer Arm,
Holde, dich liebewarm!
Schätzchen, ach wärst du da!
Wärst du mir nah!

J. K. und L.
Äuglein so hell

Glänzten in Liebespracht
Mir aus der Wimpern Nacht,
Trafen mich blitzesschnell,
Äuglein so hell.

M. N. O. P.

Gleich einer Fee
Fesselst du Herz und Sinn,
Grübchen in Wang' und Kinn,
Rosenglut, Lilienschnee,
Reizende Fee!

Q. R. S. T.

Scheiden thut weh.
Halte mit Herz und Mund
Treu an dem Liebesbund,
Sage mir nie Ade!
Scheiden thut weh.

U. V. W. X.

Mach einen Knix.
Drückt dir ein junger Fant
Zärtlich die Schwanenhand;
Aber nur ernsten Blicks
Mach ihm den Knix!

Ypsilon Z.

Nun geh zu Bett!
Bricht doch die Nacht schon ein,
Kann ja nicht bey dir sein,
Wenn ich auch Flügel hätt'!
Geh nur zu Bett!

Das Plättfest

Sonst erschien ich alle Morgen,
Linchen, und besuchte dich;
Doch du hast nun andre Sorgen;
Denkst du heute wohl an mich?

Alles reget sich im Hause
Mit der Plätt' in fleiß'ger Hand,
Zupfet hier an einer Krause
Oder biegelt dort ein Band.

Bitt' ich dich nun um ein Küßchen,
Hab' ich mich umsonst bemüht,
Lieber, sprichst du, wart' ein bißchen,
Daß die Glocke nicht verglüht!

Ach, da muß ich lange harren,
Blicke schmachtend dich nur an;
Selbst nicht tröstende Cigarren
Dürfen meinen Lippen nah'n.

Nun so plätte Tuch und Häubchen,
Aber wenn's vorüber ist,
Sey der Bräutigam, mein Täubchen,
Doppelt zärtlich auch geküßt!

Hannchen vor Allen

Die Mädchen in Deutschland sind blühend und schön,
Zu Küssen laden sie ein,
Und wenn sie im wogenden Tanze sich drehn,
So rühren sie Herzen von Stein.
Doch die mir vor Allen
Am besten gefallen,
Ist Hannchen,
Lieb Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

Die Mädchen in Deutschland sind nicht so kokett,
Wie jene dort über dem Rhein,
Sie tragen sich sittsam, bescheiden und nett,
Und Kleider und Herzen sind rein.

Doch die mir vor Allen
Am besten gefallen,
Ist Hannchen,
Lieb Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

Die Mädchen in Deutschland sind häuslich und gut,
Und bist du entschlossen zu frei'n,
So nimm dir ein Mädchen aus deutschem Blut,
Du wirst es gewiß nicht bereun!
Ach! keine von Allen —
Hat so mir gefallen,
Wie Hannchen,
Lieb Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

Matrosenlied

Auf! Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt und Kompaß gerichtet!
Liebchen, Ade!
Scheiden thut weh;
Morgen geht's in die wogende See.

Noch einen Kuß von rosiger Lippe,
Und ich fürchte nicht Sturm noch Klippe.
Günstig sind
Wetter und Wind,
Und das Schifflein segelt geschwind.

Ohne zu scheitern und ohne zu stranden,
Fliegen wir weit nach entlegenen Landen;
Rum und Wein
Tauschen wir ein,
Zucker, Muskaten und Nägelein.

Kehren dann heim, das Schiff befrachtet,
In den Hafen, wo's Liebchen schmachtet.
Brauſ', o See!
Wimpel weh!
Wenn ich mein Trautchen nur wiederſeh'!

*****

Theodor Apel

*

Der Entfernten

Glockentöne hör' ich klingen
  Aus dem fernen Thal hervor,
Sanft durch Abendlüfte ſchwingen
  Sie ſich leiſ' zu mir empor.

Thürme ſeh' ich fern ſich heben,
  Schon gehüllt in blauen Duft,
Und die leichten Nebel beben,
  Klingt das Läuten durch die Luft.

Oft lauſcht' ich den heil'gen Tönen,
  Meinem Herzen wohl bekannt,
Dir vereinet dort im ſchönen,
  Heißgeliebten Vaterland.

Jetzt, wenn Abendglocken ſchallen,
  Lauſch' ich einſam ihrem Klang,
Laſſe ſie vorüberhallen,
  Bis ihr letzter Ton verklang.

Bis das Heer der goldnen Sterne
  Freundlich ſtrahlet durch die Nacht
Und dein Blick aus weiter Ferne
  Tröſtend in der Bruſt erwacht.

Karl Herloßsohn

*

Im Freien

Nun, hier will ich rasten an dem Kreuze,
Wo die Linden um die Steinbank steh'n,
Deinem leisern Pulsschlag will ich lauschen,
Deinem Sterben, Abend, — wie so schön!

Wie die Erd' in ihren Schattenmantel
Still sich hüllt — ihr Athem leiser geht!
Nach den Bäumen ziehn die Vöglein alle,
Wo sie Ruh' im kleinen Nest umweht.

Und viel Menschen geh'n an mir vorüber,
Schnell und schneller; denn bald kommt die Nacht —
Doch kaum Einer, kaum der Andre blicket
Nach des Tages bald erloschner Pracht.

Einen treibt des Lebens dumpfe Sorge,
Furcht den And'ren zu dem schnellen Schritt,
Und den Dritten Liebe in die Heimat —;
Jeder trägt doch seine Bürde mit. —

Darum ist der Dichter so alleine,
Darum grüßt ihn kein verwandter Blick —;
Denn sie jagen nach des Lebens Gütern
Und im Land der Träume blüht sein Glück.

An die Herbstsonne

Geh' nicht so früh zur Ruh'!
Viel tausend Augen blicken noch nach dir.
Was ziehst du abwärts, schon so früh verblassend,
So bald der todten Nacht die Herrschaft lassend?
Geh' nicht so früh zur Ruh'!

Geh' nicht so früh zur Ruh'!
Bescheine noch die Grabeshügel hier!
Die Todten unten haben keine Wonne,
Als dich, du Gottesauge, warme Sonne!
Geh' nicht so früh zur Ruh'!

Geh' nicht so früh zur Ruh'!
Der Arme sieht im Tage nur sein Glück;
Ihm droht die Nacht, der Tag war voll Entbehren,
Soll ihn der wache Schlaf voll Schmerz verzehren?
Geh' nicht so früh zur Ruh'!

Geh' nicht so früh zur Ruh'!
Dein Aufgang, Sonne! ist dann auch so spät;
O wüßtest du, wie heiß nach dir sich sehnt,
Wer schlaflos seine lange Nacht durchstöhnt!
Geh' nicht so früh zur Ruh'!

Abschied

Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Wenn die Rosen nicht mehr blüh'n,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang;
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich Euch wohl wiederseh'?
Scheiden, ach Scheiden thut weh! —

Wenn die Schwäne südwärts zieh'n,
Dorthin, wo Orangen blüh'n,
Wenn das Abendrot versinkt,
Durch die grünen Wipfel blinkt;
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich Euch auch wiederseh'?
Scheiden, ach Scheiden thut weh! —

Armes Herz, was klagest Du!
Ach Du gehst auch einst zur Ruh!
Was auf Erden — muß vergeh'n;
Gibt es dort ein Wiederseh'n?
Fragt das Herz im bangen Schmerz. —
Thut auch hier das Scheiden weh:
Glaub', daß ich Dich wiederseh'.

Irene

Ob ich Dich liebe? Frage die Sterne,
Denen ich oft meine Klagen vertraut.
Ob ich Dich liebe? Frage die Rose,
Die ich Dir sende, von Thränen bethaut.

Ob ich Dich liebe? Frage die Wolken,
Denen ich oft meine Botschaft vertraut.
Ob ich Dich liebe? Frage die Wellen:
Ich hab' in jeder Dein Bildniß geschaut. —

Wenn Du mich liebtest, himmlisches Mädchen,
O dann geständе ich Dir es auch laut:
Wie ich Dich liebe, daß ich Dich nenne
Stets meinen Engel und bald meine Braut.

Emmeline

Gib mir die Rose, die an Deinem Busen,
Gleich Dir im Frühlingsschmucke prangt,
Nach der, um seine Nacht zu lichten,
Mein sehnend Auge heiß verlangt.

Schenk einen Blick des Himmelsauges,
Schenk einen Strahl Du, Sonne, mir!
Daß meines Herzens welke Blüthe
Den Kelch erheb', o Licht, zu Dir!

Schenk mir ein Lächeln Deines Mundes,
Dies Zauberlächeln, Frühling-gleich,
Daß es auch mir den Frühling bringe,
Den Frühling duft- und blütenreich! —

Doch kannst Du keines — mir gewähren;
Schenk' eine Thräne meinem Los; —
Die Thräne wird den Schmerz noch kühlen
Tief unten in des Grabes Schoß.

Mir einen Kranz

Wo winkt ein Kranz? O sagt, o sagt es mir,
Ich brauche Blumen für mein kurzes Leben!
Wie seid Ihr reich geschmückt mit duft'ger Zier,
Und nicht ein Blatt vermocht' ich zu erstreben.

So arm, so freudenlos — allein nur reich
War ich an Träumen, brünstigem Verlangen,
An Bildern und Gedanken Euren gleich,
Und hab' geliebt mit heißerglühten Wangen.

Euch ward es leicht, und günstig das Geschick,
Mir schlug es Fesseln um die matten Glieder.
O, wüßt' ich, in dem Abgrund läg' das Glück,
Ich tauchte in des Meeres Tiefe nieder. —

Ach, gebt dem Leben, was das Leben schmückt,
Laßt Aug' und Sinn an seiner Pracht sich letzen;
Das junge Herz schlägt warm nur und entzückt,
Das todesmüde kann kein Ruhm ergötzen! —

Wo winkt ein Kranz mir — sagt es! — frisch und grün?
Noch ist es Zeit. — Ihr scheltet mich verwegen. —
Ich weiß es — ja, vielleicht —: Ihr werdet ihn
Zu spät auf meine kalte Urne legen! —

Das bunte Kleid

Ich kenn' ein schönes Kleid,
Das ist recht groß und weit,
Es ist geschoren ganz glatt;
Nur schad', daß es jeden Fingerbreit
Eine andre Farbe hat!

Und das kommt davon her:
Viel Schneider war'n d'rüber her;
Ein jeder flickt ein Stück hinein
Und schnitt es zu mit seiner Scheer'.
Wie konnt's da ein Ganzes sein? —

Ihr bügelt und bürstet d'ran,
Setzt 'n neuen Kragen an
Und gebt ihm 'n andern Schnitt;
Doch damit ist's nicht abgethan,
Ihr macht doch keinen Staat damit.

Und reißen die Näht' entzwei,
So ist's damit vorbei;
Ihr kommt mit eurem Zwirn zu spat.
Drum lob' ich mir, bei meiner Treu!
Ein Kleid, das wenig Nähte hat.

Denn kommen die Nachbarn her
Und zerren d'ran hin und her;
Da gehn die Stücke auseinand' —
Da fallen sie gierig d'rüber her.
Ade, du armes Vaterland!

Der Invalide

Anno dreizehn hab' ich g'schwungen
Einen blanken Säbel;
Damals bin ich geavanciret
H'nauf bis zum Feldwebel.
Das ist der Lauf der Welt.

Jetzo kratz' ich mit der Schaufel
Den Koth von Chausseen;
Hätt' doch damals nicht gedacht, es
Würd' so schlecht mir gehen.
Das ist der Lauf der Welt.

Sieg der Freiheit oder Tod!

1848.

Laßt die goldne Fahne wehen
Aus der Nacht zum Auferstehen
In das freie Morgenroth;
Führe uns zu heil'gem Kriege,
Führe uns zu Kampf und Siege,
Führ' zu Freiheit oder Tod!
Jede Fessel woll'n wir brechen,
Jede Unbill woll'n wir rächen,
Frei das Gottesurtheil sprechen:
Sieg der Freiheit oder Tod!

Ost und West mag uns bedrohen,
Wenn die Feuerzeichen lohen,
Stehn wir auf zum Sturm bereit.
Einen Tempel woll'n wir bauen,
Stolz soll ihn die Nachwelt schauen,
Stolz auf unsre neue Zeit.
Jede Fessel woll'n wir brechen,
Jede Unbill woll'n wir rächen,
Frei das Gottesurtheil sprechen:
Sieg der Freiheit oder Tod!

Finstre Nacht, hinabgesunken
Bist Du in das Reich der Unken,
Wälzt den Stein auf ihre Gruft.
Deutsches Herz mit Deinen Wunden,
Ja, Du wurdest treu befunden,
Trinke frei die Gottesluft.

Jede Fessel woll'n wir brechen,
Jede Unbill woll'n wir rächen,
Frei das Gottesurtheil sprechen:
Sieg der Freiheit oder Tod!

Keine Bitten, keine Klagen,
Unser Schlachtruf mag es sagen,
Daß die Tyrannei vorbei.
Alter Liebe süße Bande
Hängen an dem Vaterlande,
Und die Liebe macht uns frei.
Jede Fessel woll'n wir brechen,
Jede Unbill woll'n wir rächen,
Frei das Gottesurtheil sprechen:
Sieg der Freiheit oder Tod!

*****

Johann Peter Lyser

*

Lied des wandernden Bassisten

O Gesang! — du Himmelsgabe!
Wohl mir, wohl! Daß ich dich habe!
Freunde! sagt: was schöner ist?
Fröhlich, wenn auch ohne Geld
Streif' ich durch die weite Welt,
Als Bassist!
„Als Bassist?"
Als Bassist.

Überall — treff ich Verwandte!
Und bald werden wir Bekannte.
Dann beginnt ein froher Chor.

Jenen jungen zarten Mann,
Ich sogleich schon lieb gewann! —
Den Tenor!
„Den Tenor?"
Den Tenor.

Jene Frau, ich muß gestehen,
Ist gar lieblich anzusehen!
Dennoch ließ sie mich erst kalt.
Doch bei ihrem ersten Ton,
Lag ich ihr zu Füßen schon —
Doña Alt!
„Doña Alt?" —
Doña Alt.

Aber — jene blonde Kleine,
Ist die Einzige, die Eine,
Der mein Herz ergeben ist!
Holdes Jüngferchen Discant!
O! wie selig, daß Dich fand,
Dein Bassist. —
„Mein Bassist?"
Dein Bassist.

Nächtliche Wasserfahrt

(Bei Außig)

O! welche Lust, im schwankenden Kahn
Auf spiegelnder Fluth dahin zu gleiten. —
Zu beiden Seiten
Thürmen sich Felsen himmelan.
Mond und Sterne, mit freundlichem Schein,
Blick und Kuß in die Wellen hinein!
Und es locket ihr zaub'rischer Glanz,
Nix' und Elfen zum luftigen Tanz.

O! welche Lust, ein Liebchen im Arm,
So Seele um Seele einzutauschen!
  Und kosend lauschen:
  Was sie uns flüstert liebewarm.
Schmieg', o Liebchen! Dich innig an mich!
Fester, heißer umschlinge ich Dich! —
Und, eh' die Wonne entschwinden mir muß,
Laß mich vergehen im glühenden Kuß.

Serenade

Mädchen, jung und schlank und fein!
Möchte immer bei dir sein!
Grüßen dich als liebe Braut,
Kind! vor Einem nur mir graut! —:
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Schlafe mein Mädchen, schlafe du nur!

Für den Mann, zum Zeitvertreib,
Schuf einst Gott der Herr das Weib.
Aber schon im Paradies
Eva — mausend — gleich bewies —
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Schlafe mein Mädchen, schlafe du nur!

Dennoch lieb' ich Schätzchen dich,
Kratzest du als Kätzchen mich!
Schmeichelst du nur hinderdrein,
Werden wir aus Zwei bald Ein!
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Liebe mein Kätzchen, dein Käterchen nur.

Doctor Faust in Auerbachs Keller

Der Doctor Faustus war bekannt
Als arger Zaubrer im deutschen Land.
Er hatte dem Teufel im tollen Muth,
Sich eigen verschrieben mit seinem Blut,
Und thät' verzichten für alle Zeit
Auf seiner Seele Seligkeit.

Der Teufel freu'te drob sich sehr,
Und rechnet' sich's zur großen Ehr,
Um einen wackeren Gesellen
Den lieben Herrgott mehr zu prellen,
Ließ daher sich die Müh' nicht verdrießen,
Freud' und Lust mit dem Faust zu genießen;
Bis es zum Teufelholen Zeit,
War er zu dienen ihm bereit.
Begleitete den lust'gen Herrn,
Wie es dieser wollte gern:
Als Kammerdiener — Kavalier,
Als Hund und Katz', oder sonst ein Thier.

Hat sich's dann begeben zu dieser Zeit, —
Nachdem sie herumgereiset weit —
Daß sie sind gen Leipzig kommen,
Wurden sehr wohl dort aufgenommen!
Und der Teufel hat bei sich selber gedacht:
„Die Stadt ist so recht wie für mich gemacht."

Einst, als sie gehn auf der Grimma'schen Gass',
Schaut der Faust, wie drei Weißkittel baß
Sich plagen, aus Auerbachs Keller heraus
Ein Weinfaß zu schroten, dieweil zum Schmauß,
So Senatus grad' auf dem Rathhaus thät halten,
Ein Fäßlein fehlte vom echten Alten.
Denn der Raths-Burg-Keller war schon leer,
Und die Herren dürsteten noch gar sehr.

Wie aber die Weißkittel schroten und schieben,
Ist doch das Fäßlein stecken geblieben,
Und wollt' nit aus dem Keller hervor,
Darüber gab's viel Geschrei und Rumor.

Tritt plötzlich der Faust hinzu und spricht:
„O, was für Wichte seid Ihr nicht,
So 's für das Fäßlein an Kraft Euch gebricht!
Ich wollt' nicht Arm und Hände rühren
Und doch das Fäßlein hinauspraktizieren."

„O Prahlhans!" (fällt der Wirth ihm ein)
„Das lässest du wohl hübsch mir sein!
Und kannst du's, ist das Fäßlein dein."

„Ein Mann?" — ein Mann! — „und Topp?" — Schlag ein!
Da springt der Faust in den Keller hinein,
Und setzet wie ein Reitersknecht,
Wohl auf dem Fasse sich zurecht.
Und schau! Das Faß im schnellen Lauf,
Fliegt — hopp, hopp, hopp! die Trepp' hinauf!
Und galoppiert unter Volksgeschrei
Dicht unterm Rathhaustor vorbei.
Der Wirth, die Weißkittel bleiben stehn!
Mit Raunen und Grauen das Stück sie sehn!
Und diese Historia schaut ihr noch heut',
Im selbigen Keller abconterfei't;
Daraus denn Jeder wohl leicht ermißt,
Wie listig und mächtig der Teufel ist.

Ernst Ortlepp

*

Die Verstoßene

„Wohin mit dir, du armes Kind?
Erschauerst in dem kalten Wind!
Ach, welche Straße soll ich ziehn,
Da alle Freunde von mir fliehn?"

„Es wies mich fort von seiner Thür
Ein Jeder, der verwandt mit mir!
So irr' ich auf dem öden Feld
Hinaus nun in die weite Welt!"

„Du ungetreuer Buhle mein,
Soll ich durch dich verloren sein?
Die Blume, die so fröhlich stand,
Zerknicktest du mit frecher Hand!"

„Nun irr' ich in dem kalten Sturm
Verzweifelnd mit dem armen Wurm!"
Es schreit das Kind; der Mutter Herz
Vergeht in Angst und Qual und Schmerz.

„Kein Haus für uns und keine Stätt',
Kein Bissen Brot, kein Trunk, kein Bett!
Schon sinkt die finstre Nacht herab,
Und, ach, der Regen läßt nicht ab!"

„Erbarme dich, mein Herr und Gott,
Und hilf mir in der höchsten Noth! —
Kein Engel steigt vom Himmel her;
Auch Gott erhört mich nimmermehr!"

Das Mädchen sprach's — in tiefer Nacht
Hat sie das Kindlein umgebracht;
Ein Messer fand man blutigroth,
Sie waren alle Beide todt!

Das verfluchte Land

Es lastet ein Fluch des Himmels
Gar schwer auf einem Land,
Und nimmer kehrt er wieder,
Ob's auch zur That sich ermannt.

„Sind wir zu Knechten geboren?
Was thaten wir, Ew'ger, dir?
Nicht alle Völker zählen
Der Braven so viel wie wir!

Was ist doch unser Verbrechen?
Entroll', o Richter dein Buch!
Soll ewig an uns haften
Der alten Verdammung Fluch?"

Es schweigt der blaue Himmel,
Keine Antwort tönt herab,
Und in dem Land ist's stille
Als wie in einem Grab.

Strophen aus „Deutschlands Erntefest"

Und gleich wie auf baumbekränzten Höhen
Aus des Waldes grüner Schauernacht
Tritt ein Wandrer nach dem Irregehen
An des Wipfels helle Sonnenpracht;
So auch tratst zu einer Bergesspitze,
Deutscher du, begrüßt vom Tagesblitze,
Und da riefst du staunend hingewandt:
„O wie bist du schön, mein Vaterland!"

Und es drangen die Unendlichkeiten
Um dich her dir in das deutsche Herz,
Aus den Eichen rauschten alte Zeiten,
Und die Ströme brausten himmelwärts;

An den Busen flogen dir die Felder,
Hügel schmiegten sich an dich und Wälder,
Und da jubeltest du glutdurchbrannt:
O wie lieb' ich dich, mein Vaterland!

Und du sahst die aarumflognen Eichen,
Und die deutschen Männer sahst du all,
Die an Kraft und Hoheit ihnen gleichen,
Und vernahmst der Vorwelt Widerhall;
Sahest seine Fürsten, seine Helden,
Seine Weisen, Fürsten geist'ger Welten,
Und da riefst du schauerübermannt:
O wie bist du groß, mein Vaterland!

Schön und lieb und groß bist du vor allen!
Muttererde, laß an deine Brust
Den verlornen Liebling wieder fallen
Und vergehn in namenloser Lust!
Laß ihn weinen und dich an sich pressen
Mit dem Schwur, nie wieder zu vergessen
Dich, du Treue, die das Kind gebar,
Das dein Stolz und ach! dein Jammer war!

Wiegenlied für Deutschland

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja nun den Zollverein,
Dir könnte gar nicht wohler sein!

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja nun die Eisenbahn,
Und deine goldne Zeit hob an.

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!

Du hast ja einen Bundestag,
Der für dich wacht bei Nacht und Tag.

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja trocken Brot vollauf,
Und auch noch etwas Salz darauf.

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja Wolle g'nug, die man
In deinem Schlaf dir scheeren kann.

Habt Acht!

Die ihr Nacht uns nur auftischet,
Und kein Licht uns gönnen wollt,
Die ihr in dem Trüben fischet,
Weil euch Satan zahlt mit Gold,
Vor der Tagwacht, vor der Tagwacht
Habt Acht!

Die ihr Molch und Unke heget
In des Sumpfes Region,
Die ihr Kauz und Eule pfleget,
Und betrügt die Nation,
Vor der Tagwacht, vor der Tagwacht
Habt Acht!

Die ihr haßt die rechten Geister,
Auszulöschen strebt das Licht,
Und verhungern laßt die Meister,
Die ein jeder heilig spricht,
Vor der Tagwacht, vor der Tagwacht
Habt Acht!

Die ihr den Gedanken mordet,
Und den freien Genius
Mit dem Schergenheer umhordet,
Das den Kern ihm rauben muß,
  Vor der Tagwacht, vor der Tagwacht
  Habt Acht!

Die vom Himmel ihr die Sonne
Tilgen wollt mit frevler Macht,
Und uns aus des Lichtes Wonne
Wieder stürzen in die Nacht,
  Vor der Tagwacht, vor der Tagwacht
  Habt Acht!

Sibirien

In Sibirien, in Sibirien
  Wehet kalte Grabesluft
Und das ganze Land ist eine
  Einz'ge große Leichengruft.

In Sibirien, in Sibirien
  Hat der Lenz nur einen Tag
Und der Sommer eine Stunde,
  Und das Herz nur halben Schlag.

In Sibirien, in Sibirien
  Ist der Mensch nur eine Zahl;
Flammenpein der Höll' ist schrecklich,
  Schrecklicher der Eiswelt Qual.

In Sibirien, in Sibirien
  Stockt der Atem in der Brust,
Es gefriert die heiße Thräne,
  Und es gleicht sich Schmerz und Lust.

In Sibirien, in Sibirien
Ab und todt sind Freud und Leid,
Nur ein dumpf Empfinden wälzt sich
Durch die Wüstenei der Zeit.

In Sibirien, in Sibirien
Tönet keines Freundes Gruß,
Keines süßen Mädchens Lippen
Nimmt und gibt das Herz im Kuß.

In Sibirien, in Sibirien
Fern von Weib und Kind und Haus
Schauet weinend der Verbannte
In den todten Raum hinaus.

In Sibirien, in Sibirien
Hört er keinen lieben Ton,
Tiefer sieht er sich begraben
Als im Sarge lebend schon.

Die Riesenlyra

Das Buch der Menschheit sah ich aufgeschlagen
Und las darin — es war voll Tag und Nacht —
Da kam die Zeit mit sturmbeschwingtem Wagen
Und packte mich und riß mich fort mit Macht,
Und über Fels und Abgrund mußt' ich jagen
Und mich als Streiter stellen zu der Schlacht,
Die halbe Erde gegen halbe Erde
Begann mit wahnsinnschnaubender Geberde.

Und einer Lyra ungeheurer Bogen
War ausgespannt bis an das Himmelszelt,
Mit Saiten, wie die Zedern stark, bezogen —
Ich wähnte mich zum kühnen Spiel bestellt,

Ich schlug sie an, und ließ Accorde wogen,
Die langhin donnernd hallten durch die Welt;
Und Meer und Sturmwind schienen mit zu wühlen
In meinem Meer und Sturme von Gefühlen.

Ich tändelte nicht länger mit den Musen,
Das enge Ich war meinem Drang zu klein,
Die ganze Menschheit fühlt' ich in dem Busen,
Und all ihr Weh und ihre Lust war mein;
„Soll Recht und Unrecht nur auf Zufall fußen!
Soll der Gedanke selbst Verbrechen sein?
Soll sich die Welt vom Ideal entfernen?"
So fragt' ich mit der Lyra nach den Sternen.

Aus dem „Pfingstlied für Europa"

(1831)

Fürsten, Ihr, auf Euern Thronen,
Fürsten, wandelt vor dem Herrn!
Nisten Schlangen in den Kronen,
Dann ist Gottes Hilfe fern!
Und die Berge werden speien,
Daß das Firmament erklingt,
Und die Völker werden schreien,
Daß der Tod aus Gräbern springt!

Flicket nicht auf neue Kleider
Weggeworf'ner Lumpen Rest!
Trauet nicht der morschen Leiter,
Denn sie hält nicht wieder fest!
Nicht Aristokraten geben
Euch der Wahrheit Stimme kund:
Die dem Volke widerstreben,
Nimmer flechten sie den Bund!

Lasset keinen Vorwand gelten,
Der dem Volke stiehlt sein Recht!
Sichtet Eure wahren Helden!
Liebt den Freien, haßt den Knecht!
Lasset, Euer Werk zu krönen,
Laßt, ach, lasset endlich doch,
Frei das freie Wort ertönen!
Löset das verhaßte Joch!

Aus der
Zueignung der Napoleon-Lieder

Wir stinken nach dem allerfaulsten Moder,
In unsern Armen ist die Kraft verdorrt,
Erstickt ist jedes göttliche Geloder,
Die Lahmheit nur ist unser Losungswort;
Das Hinken ward zur allgemeinen Mode,
Und stumm zu sein gehört zum guten Ton,
Nur Bäcker sind wir, backend all' am Brote,
Nur Tagelöhner, schaffend um den Lohn.

Nur Thiere sind wir, welche vegetieren
Von einem Tage zu dem andern hin,
Nur Karrengäule, Hunde zum Dressieren,
Nur Kreaturen mit erstorb'nem Sinn,
Nur Eulen, die bei Nacht sich wohlbefinden,
Nur Unken, denen es im Sumpf behagt,
Nur Würmer, die sich in dem Staube winden,
Und nur Maulwürfe, denen es nie tagt.

Wo ist ein Held noch auf der weiten Erde?
Wo lebt ein Mann, der, einem Gotte gleich
Erschallen läßt sein langhindonnernd Werde
In diesem ausgestorb'nen Kirchhofsreich?

Wo ist der Mann, der wie Orkan und Wetter
Durchbrauste diese Luft, die uns erstickt?
Wo ist er, der mit krachendem Geschmetter
Zermalmte jede Kette, die uns drückt?

Mich ekelt diese allgemeine Kleinheit,
Mir ist nicht wohl in dieser Lumpenwelt,
Ich hasse diesen Schauplatz der Gemeinheit,
Wo alles ist auf Sklaverei gestellt.
Wie läßt sich hier noch etwas Hohes denken,
Wenn der Gedanke nicht mehr leben soll?
Nach welchem Ziele soll die Kraft sich lenken,
Wenn jeder Geistesschwung erscheint als toll?

Schillers Wohnung in Gohlis

In Gohlis steht ein Häuschen,
Gar niedrig und gar klein;
Noch niedriger und kleiner
Sind seine Zimmerlein.

In einem wohnte Schiller,
Das kaum vier Ellen hoch,
Drin ging er auf und nieder
Und schrieb, und sann und flog.

Die Ode an die Freude
Und den Don Carlos halb
Hat er allda gedichtet,
Umzwitschert von der Schwalb'.

Noch zwitschert dort die Schwalbe,
Und baut ans niedre Dach
Und fliegt dahin durch Wiesen
Zum Erlenhain und Bach.

Das Häuslein steht am Ende
Des Dorfs, dicht an dem Weg,
Und grün und lachend heiter
Ist rings ein jeder Steg.

Vorüber an dem Häuslein
Gehn Stutzer aller Art,
Bald einzeln, bald mit Damen
In Shawl und Schlei'r gepaart.

Die denken nicht an Schiller,
Sie schwätzen dies und das,
Und sehen durch die Brillen
Oft kaum das Wiesengras.

Sie sprechen von der Mode
Und nächstem Balle hier,
Und gehn zur Oberschenke
Und trinken saures Bier.

Kaum dreimal dort im Jahre
Weilt wer beim Häuselein,
Und liest den Schild: „Bei Nitzschke
Hier schenkt man Branntewein."

An das Schicksal

Bin ich denn vom Himmel ausgeschlossen?
Leuchtet mir allein die Sonne nicht?
Die sich über eine Welt ergossen?
Will kein Mai, kein Frühling mir ersprossen?
Ew'ge Nacht, und nie ein Strahl von Licht?

Ja, du sollst entbehren, dulden, sterben!
Ruft mir eine grause Stimme zu;
Paradiese träumt' ich zu erwerben,
Doch mein Lebensglück — es liegt in Scherben,
Und zertrümmert ist des Herzens Ruh!

Nun, du hast's erreicht — es ist gelungen!
Schicksal, ich bekenne deine Macht!
Bis auf's Blut hab ich mit dir gerungen,
Aber endlich ist die Kraft bezwungen
Und der Schwächere verlor die Schlacht!

Ha, du bist so reich an holden Gaben,
Und verstreust sie ja verschwenderisch,
Alles freut sich, alles darf sich laben,
Ich allein soll keinen Antheil haben,
Und verhungernd stehn am vollen Tisch.

Tage, Wochen, Jahre sind verschwunden,
Schicksal, und — ich habe nicht gelebt!
Habe mich vor deinem Thron gewunden,
Habe mich an Dorn auf Dorn zerschunden
Und an meinem Leichenkranz gewebt!

An Leipzig

„Außer Leipzig giebt's kein Leben,
Und giebt's ein's, giebt's so doch kein's;"
Sprach Carpzow; und Recht ihm geben
Möcht' ich fast, betracht' ich mein's.

Leipzig wob trotz manchem Dörnlein
Rosen mir ins Leben ein,
Und war mir ein Freudenkörnlein
In der ärgsten Dichterpein.

Reicht' es mir manch' Nesselsträußlein,
Das die Seele mir verbrannt,
Gab's doch auch ein Lorbeerreislein
Seinem Freund, den es verbannt.

O mein Leipzig, deine Gassen
Deine Thürme sehn mich an;
Warum mußt' ich dich verlassen?
Sprich, was hab' ich dir gethan?

Stand ich dir doch treu zur Seite,
Dir erfechtend deinen Hort;
Und nun irr' ich in der Weite,
Ohne Heimath, ohne Port!

Sei's! will mich ein Groll auch rütteln,
Alte Liebe rostet nicht,
Muß die Hand dir dennoch schütteln,
Dir begegnend im Gedicht.

*****

Ludwig Hermann Wolfram
(=F. Marlow)

*

Dichter-Grabschrift

Erschlagen von dem Weltlauf, dem verächtlichen,
Ruht nun sein Leib im Grabeshaus, dem nächtlichen,
Mit Schauder fragen wir, die noch Lebendigen:
Müssen denn Geister so im Irrsal endigen?

Der Frage Lösung ruht im Zeitenstrome versenkt,
In dessen Urne, der der Geister Bahnen lenkt.
Soll Qual, wie der Gedanke selbst, unendlich sein?
O Qualenloos, das nimmer wird verständlich sein!

Schlafe Gebein! Dort unten, wo kein Licht mehr glänzt!
Schlafe Gebein! wo Nachtgraus an Verwesung gränzt!
Schlafe, geschieden von des Himmels Sonnenheer!
Schlaf hin Aeonenlängen — denn was willst du mehr?

Strophen aus
„Des Dichters Kreuzigung"

„Blick' auf, o Welt! Ein Kreuz ist aufgerichtet!
Und an dem Kreuze hängt des Dichters Seele;
Ein Golgatha von Schädeln ist geschichtet,
Sich wölbend über dunkler Grabeshöhle!

Blick' auf, o Welt und schau die Nägelmale,
Und sieh der Seele Schattenleib erzittern,
Sich angstvoll lösen von dem Erdenthale,
Auffahren unter tausend Ungewittern!

Noch aber ist der Vorhang nicht zerspalten,
Der Tempelbau beginnt erst leis zu wanken,
Hoch kreisen noch der Raben Nachtgestalten —
Das sind die schmerzerfüllten Gottgedanken.

Du, welche trägt der Menschenalter Sünde,
Du, Seele, zitterst noch im Todeskrampfe;
Deckt, Auge, dich noch nicht des Todes Binde?
Wonach noch dürstest du im Scheidekampfe?

Du dürstest nach der mater dolorosa,
Durch deren Liebesbusen Schwerter dringen;
Auf ew'gen Mitleidsflügeln der Maria
Verlangst du, Seele, dich emporzuschwingen.

Du dürstest nach des Liebesjüngers Nähe,
Daß er, Blut weinend, Kreuzes Stamm umwinde;
Du dürstest nach dem heil'gen Doppelwehe,
In dem der Schmerz der Welt sein Echo finde.

So hoffst du sterbend noch? O schließe, schließe,
Göttlicher Dulder, dein umflortes Auge,
Und aus der speerdurchlochten Seele fließe
Der letzte Tropfen, den der Felsen sauge.

Am Fuße deines Kreuzes kniet keine;
Dein Schweißtuch sammelt deines Blutes Rosen;
Auf Golgatha bist du der einzig eine,
Ein Sterbender, in wüste Luft verstoßen!

Ein Himmelreich, das brachtest du hernieder —
Fleug auf ins Paradies, du hast's erworben —
Nacht wird's; der Donner kommt auf Sturmsgefieder;
Verzweifle Welt, dein Heil'ger ist gestorben!

Die Todtenblume

„In der Tiefe meiner Seele
Blüht ein hohes Lilienbild,
Schön und schlank und stumm und traurig,
Zart von Duftgewölk umhüllt."

„Lilienblume meiner Leiden,
Sag', wie du so köstlich glühst,
Da du einer Lavastätte,
Einem Modergrab erblühst?"

„Auf dem Grabe meiner Freuden,
Öffnest du des Kelches Pracht,
Deines Stammes grüne Säule
Wurzelt in dem Schoß der Nacht."

„Sprossend, keimend, duftend, flammend —
Prächtig Wunder der Natur! —
Und das alles, geistgewaltig,
Schießt empor aus Asche nur?"

„Asche! aber meiner Liebe!
Moder! aber meines Glück's!
Ätnafeu'r, bedeckt vom glüh'nden
Staube eines Weltgeschicks!"

„Lilienblume! Königskerze!
Urbild düstrer Herrlichkeit:
Über dem verwesten Herzen
Grüne leis in Ewigkeit!"

*****

Heinrich Laube

*

Verse zu Gutenbergs Ehre

Wie klein sah's aus und wie bescheiden,
Ein Fetzen Holz, ein Klümpchen Blei!
Und riß doch eine Welt entzwei,
Gab einer neuen neue Leiden.

Wie klein sah's aus und wie geringe,
Und macht' die Welt dreimal so groß!
Die Gottheit wohnt, ein ew'ger Stoß,
Im dürftigsten Gerät und Dinge.

*****

Ferdinand Stolle

*

Graue Abenddämmerung
Und der Sturm ist los,
Tobt und pocht und klirrt ums Haus,
Reißt noch Alles los.

Am Piano saß ich lang,
Sucht' in Tönen nach,
Doch da war kein Stückchen, das
Freundlich zu mir sprach.

In der Sophaecke nun
Sitz ich still für mich,
Und im Ofen prasselt es
So recht inniglich.

Lampe wirft vertraulich still
Ihren milden Schein;
Alle sind noch in der Stadt
Und ich bin allein.

Ist mir doch so innig wohl
Wie dem Dichter ist,
Wenn er Alles nur so gern
Um sich her vergißt.

*****

Theodor Oelckers

*

Ewiges Wandern

O dürft' ich nur durchstreifen immerdar
Die weite Welt — hinaus, hinaus von Strand zu Strand,
Von Stadt zu Stadt, durch aller Völker Land,
Und nimmer ruhn das liebe, lange Jahr!

Das Menschenvolk wollt' ich durchschaun fürwahr,
Im Palmenschatten und im Wüstensand —
Wie Eigennutz ist allgemeinsam Band,
Und wie die Liebe mehr denn Gold sei rar.

Mein Heimathbanner — nie auf Erden weht' es
Alsdann! — Doch, ruht' ich einst bei Menschen aus,
Und fragten mich die Leute: sprich, wo steht es,

Dein weitentlegnes trautes Heimathhaus,
Dein ungestümes Wandern, wohin geht es? —
Ich spräche dann: fern, fern, — zur Welt hinaus!

Gotthard Oswald Marbach

★

Gutenberg

Der Held, der den Gedanken kühn befreit
Aus dem Jahrtausend alten Sklavenbande,
Der Fittige dem freien Worte leiht,
Daß es durchfliegt die Zeiten und die Lande,
Er liegt im Kerker, und ein Wuch'rer mäht
Die Früchte, die des Edlen Hand gesä't.

Ist er gediehn, der stolze Geistesbaum,
Den er gepflanzt hat in der Menschheit Garten?
Er weiß es nicht, — ach! nur im holden Traum
Darf noch der Gärtner seiner Pflanzung warten:
Der Schuldthurm hält den starken Geist gezwängt,
Der eine Welt in neue Bahnen drängt.

Ja wohl gedieh er frisch und hoffnungsgrün,
Der edle Baum; als Lohn des heißen Strebens
Sah man an ihm die erste Blume blühn,
Zur Frucht schon reifen — jenes Buch des Lebens,
Das in die Welt der Wahrheit Licht gebracht.
Nun steht es da glanzvoll vertausendfacht!

Ein greiser Ratsherr hält es in der Hand,
Er schaut es lange, blättert hin und wieder,
Dann blickt er auf gen Himmel unverwandt
Und Thränen rinnen in den Bart ihm nieder.
Drauf fragt er den, der es ihm überbracht:
„Sag' an, wer hat so edle Kunst erdacht?"

„Der Gutenberg aus Mainz!" — „Wo ist der Mann?
Ich eile, seine Kniee zu umfangen!"
„Im Schuldthurm." — „Wie? Du irrst, nicht glaub ich dran."
Er spricht's, in Schaam erglühen seine Wangen.

Er fordert Hut und Stock, er eilt hinab,
Bricht noch im Garten einen Lorbeer ab.

Des hohen Mittagshelle Strahlen fielen
Als Morgenlicht in Gutenbergs Gemach,
Und froh sieht er im Strahl die Stäubchen spielen
Und sinnt dabei still in sich lächelnd nach.
Er hebt die Hand — und seine Kette klirrt,
Worauf sein Blick erst durch den Kerker irrt.

Der Riegel klirrt. Der edle Greis — er eilt
Herein und kniet und zittert, spricht mit Mühe:
„Nimm hin dieß Buch, Dein ist es ungetheilt,
Nimm hin den Kranz, daß er dein Haupt umblühe!
Frei bist du, Gutenberg, ein Mann, ein Held,
Frei ist durch dich der Geist, frei ist die Welt!"

Er faßt das Buch, — er sieht's im Sonnenstrahl:
„Vollendet!" Sieh, sein blasses Ansicht leuchtet,
Vergessen alles Leid und alle Qual,
Von Freudenthränen nur das Aug' befeuchtet!
Er fühlt es nicht, daß man die Kett' entrückt
Und auf sein Haupt den grünen Lorbeer drückt.

*****

Karl Haltaus

*

Der Weihnachtsabend

So bricht sie an die heil'ge Nacht,
Und Millionen Kerzen
Erleuchten sie mit Silberpracht,
Und Weihnacht wird's im Herzen.
Ein Jubelrausch durchzuckt die Luft:
Der Heiland ist geboren.
Und jede Brust hat Balsamduft
Zur Freude sich erkoren.

Da steht er da der Weihnachtsbaum,
Der schönste Baum auf Erden,
Und mancher wünscht im Jugendtraum
Noch einmal Kind zu werden.
Gleich goldnen Früchten strahlt das Glück
Im Land der Hesperiden,
Doch führt kein einz'ger Weg zurück
Zu Edens stillem Frieden.

„Wie glücklich preis' ich, Kinder, euch
Dort oben in den Zimmern,
Wo jetzt, gleich wie im Himmelreich,
Die Weihnachtskerzen flimmern!"
So seufzt ein Knabe tief und schwer,
Empor zum Fenster stierend,
Sein Auge feucht, sein Magen leer,
In allen Gliedern frierend.

Er schaut die hellen Kerzen all,
Die nur für ihn nicht scheinen,
Er hört der Freude lauten Schall
Und möcht' vor Wehmuth weinen,
Er sieht ein neues Prachtgewand
Und kann sich kaum erwärmen,
Ihn segnet keine Mutterhand,
Kein Vater stillt sein Härmen.

O armer, armer Waisenknab',
Verlass'ner und verkannter,
Wie du, so irrt ohn' Haus und Hab
Umher gar manch Verbannter.
Er floh hinweg vom Vaterhaus,
Weil er zu frei gesprochen,
Und zieht einher durch Nacht und Graus
Und hat doch nichts verbrochen.

Er sieht im Geist am Weihnachtsfest
Den grünen Christbaum flammen,
Sein Herz, sonst kühn und felsenfest,
Heut bricht es fast zusammen.
Die Sehnsucht preßt den Schmerzruf aus:
„Wollt' Alles gern vermissen,
Wär' nur daheim im Elternhaus
Dereinst mein Sterbekissen!"

*****

Theodor Fontane

*

Shakespeares Strumpf

Laut gesungen, hoch gesprungen.
Ob verschimmelt auch und dumpf,
Seht, wir haben ihn errungen,
William Shakespeares wollnen Strumpf.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Ding,
Drinnen er durch Moor und Sümpfe
Sicher vor Erkältung ging.

Und wir huldigen jetzt dem Strumpfe,
Der der Strümpfe Shakespeare ist,
Denn er reicht uns bis zum Rumpfe,
Weil er fast zwei Ellen mißt.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Dran er putzte, wischte, rieb,
Ungezählte Federstümpfe,
Als er seinen Hamlet schrieb.

Drum herbei, was Arm und Beine,
Eurer harret schon Triumph,
Und dem „Shakespeare-Strumpfvereine"
Helft vielleicht ihr auf den Strumpf.

Karl Beck

★

O, streutet Ihr den goldnen Segen!

O, streutet Ihr den goldnen Segen,
Dem Dürftigen den Grund zu legen,
Darauf er bauen kann,
Und sprächet: „Nimm des Freundes Gabe,
Bis dir der Fleiß ein sichres Habe
Für Weib und Kind gewann!
Nimm, daß Du Dir den Frieden gönnest,
Nimm, daß Du gut verbleiben könnest,
Ein Bürger und ein Mann!"
Ihr kauft die Kräuter, kauft die Gräser
Für Euern kranken Bologneser,
Und pflegt den Liebling mild;
Ihr gebt Schabracken Euern Rossen,
Deckt weit und breit mit seinen Schlossen
Der Winter das Gefild!
Euch rührt das Würmlein auf der Erde,
Doch nicht mit flehender Geberde
Ein trostlos Menschenbild!

Warum sind wir arm?

Ihr sitzet, in Glanz und in Ehren geboren,
Und spielt mit Ducaten und Louisdoren;
Wir scheuern die Wappen an euern Thoren
In Hunger und in Harm
　In Hunger und in Harm.

Wir werben um Ketten und nennen's Erwerben.
Ha, trinkt und schlagt die Gläser in Scherben!
Ha, laßt uns sterben und laßt uns verderben —
Denn — warum sind wir arm?
　Denn — warum sind wir arm?

Ihr Seligen könnt Euch pflegen und mästen.
Wir spähen für Euch nach Kohlen und Ästen,
Wir frieren und hacken vor euern Palästen,
Doch Euch ist wohl und warm.
    Doch Euch ist wohl und warm.

Ihr habet Orden und Ämter und Pfründen.
Wir leben, um Euer Lob zu verkünden,
Wir schmeicheln Euern Launen und Sünden,
Denn — warum sind wir arm?
    Denn — warum sind wir arm?

Wenn unsere Töchter ums Glück sich raufen,
Euch in die lüsternen Arme zu laufen,
Wenn die Mütter die eigne Brut verkaufen,
Daß Gott, daß Gott erbarm, —
    Daß Gott, daß Gott erbarm: —

Dann fürchtet nimmer der Väter Rache,
Verloren und faul ist unsere Sache.
Schlagt auf die weithin schallende Lache!
Denn — warum sind wir arm?
    Denn — warum sind wir arm?

Wir sind's; dafür ein Fluch den Alten,
Die uns gelehrt die Hände falten:
Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Der ist erlöst vom Harm.
    Der ist erlöst vom Harm.

Wir borgen und sorgen, Ihr häufet die Gulden,
Wir füllen die Kirchen und beten und dulden.
Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden,
Und — darum sind wir arm.
    Und — darum sind wir arm.

An Kühne

Ausgestorben, stumm und düster
Wie ein Kirchhof lag die Flur;
Durch zerrißne Wolkenschleier
Blinkten matt die Sterne nur.
Diesen Fluren glich mein Leben,
Diesen Wolken meine Brust,
Schwarz von nächtlichen Gebilden,
Reich an Leid, verarmt an Lust.

Da besonnte meine Zähren
Dein versöhnend, trautes Wort,
Dein Vertrösten — meinem Herzen
Ein arkadisch sichrer Port.
Welch Entzücken! Welch Vergöttern!
Die Melancholie entschwand,
Und ich sah in Nebelfernen
Träumend ein gelobtes Land.

Ich vertraute Deinen Händen
Schlösser, die mein Geist gebaut:
Wie der Sämann seine Saaten
Treuen Gründen anvertraut.
Doch befruchtet von der Thräne,
Die im Auge dir geglänzt —
Reifte die Gedankengarbe,
Die vielleicht mich einst bekränzt.

Sang um Leipzig

(Aus „Nächte")

Die Nebel steigen schläfrig aus den Gründen,
Ein Flüchtling, wird der Staub umhergetrieben,
Man hört des Donners Stimme laut verkünden
Was ins Gewölk die Blitze hingeschrieben.

Der Sturm ist los, mit mächtigem Gebrause
Will er vom Schlummer auf die Bäume rütteln,
Wie's auserkorne Volk im Gotteshause
Seh ich die Zweige ihre Häupter schütteln.

Fort, fort, mein Dichterroß! Hinein ins Grauen,
O, nicht dahin, wo frohe Seelen scherzen, —
Verwitterte Gebeine will ich schauen,
Und öde Steppen und gebrochne Herzen.

Vielleicht gelingt's, die Särge zu zerspellen,
Ich schwinge kühn die Streitaxt der Gedanken,
In Wüsteneien trag ich Thränenquellen,
Wo im verbrannten Sand die Pilger kranken.

Vorbei! Hier werden Küsse dargeboten!
Der Dichter bleibt ein Bettler stets im Leben,
Doch reich und mächtig wird er bei den Todten,
Dort kann er frei den Schatz der Geister heben.

Fort aus der Stadt, auf blühend grüne Wiesen,
Am lauten Markte mag ich nicht verschmachten;
Wohl wird Verdienst, ein Feldherr, hier gepriesen,
In goldner Rüstung schlägt er seine Schlachten.

Und er erwählt zum Kampfplatz sich den Laden,
Und Ellen statt der blitzend hellen Schläger,
Die Thaler klingen — seine Kanonaden,
Die Zahlen sind die schwarzen, wilden Jäger.

Auf meinem Haupte die Studentenmütze,
Und meine Sporen klirren hell, die blanken,
Und meine Pfeife streut im Funkenblitze
Den Weihrauch, den gepanzerten Gedanken.

So stürm' ich fort. Er ist ein toller Bube,
So hör' ich bitter den Philister schmählen,
Was sitzt der Träumer nicht auf seiner Stube,
Und läßt aus Büchern sich die Welt erzählen?

Nein, nein, ich bin, ich bin kein Müßiggänger,
Auf diesen Fluren lern' ich die Geschichte,
Das rauschende Gezweig ist mir ein Sänger,
Und Busch und Gräser sind mir Kraftgedichte.

Hier hieß man Elephanten die Germanen,
Die wund gepeitscht sich doch geduldig zeigen;
Es mochten wohl die argen Spötter ahnen,
Daß Elephanten schwer die Kniee neigen.

Ich starre hin, an einen Baum mich lehnend,
Mein Geist gesalbt von der Begeistrung Oele,
Mein Auge tritt, nach Menschenblut sich sehnend,
Ein Löwe, grollend aus der dunkeln Höhle.

Zu Kriegern werden plötzlich alle Halme,
Geschütze führt die Wolkenkaravane,
Der Nebel wird zum schwarzen Pulverqualme,
Und jeder Baum zu einer grünen Fahne.

Der Sturm befiehlt den dichtgeschlossnen Streitern;
Auf, auf, hinein ins laute Schlachtgewimmel!
Und auf der Dichtung schwanken Sturmesleitern
Erklimmt mein Geist den alten deutschen Himmel.

Da will er dann den alten Gott befragen:
Ob alle, die des Herzens Blut verspritzen,
Die auf der Erde hier ein Kreuz getragen,
Beseligt einst, zu seiner Rechten sitzen?

Er will ihn fragen, ob denn Jeder, Jeder,
Der gläubig eine Welt erlösen wollte,
Sei's mit dem Schwerte, sei es mit der Feder,
Dereinst, ein Mensch, zum Gotte werden sollte?

Und wie er nun mit flammendem Gefieder
Zum Himmel kommt — da tönen Stimmen oben:
„Zurück! zurück! Er schläft — komm morgen wieder,
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben.

Da war es mir, als läg' ich tief begraben,
Als hört' ich Geisterklänge um mich rauschen:
Vom großen Himmel willst du Antwort haben?
Wird dir die Erde denn, die kleine, lauschen?

Sie höret nicht dein Flehen und dein Schelten,
Des Reimes Hammer spaltet keine Bande,
Gedankenkugeln treffen matt und — selten,
Und Schranken stürzen nicht im Bilderbrande.

Mich trieb's zur Stadt zurück mit Windeseile,
Ich sah — die Stimmen hatten wahr gesprochen —
Philisterthum und Markt und Vorurtheile
Sie standen fest — mein Herz nur war gebrochen.

Deutsche Buchhändlerbörse

Viel Pilger seh' ich in die Kirche wallen,
Doch statt der Glocke hör' ich Münzen schallen,
Geweihte Tropfen im marmornen Becken
Sind auf gefurchter Stirne des Schweißes Flecken.

Der Hochaltar — die Pulte in der Nische,
Die Bibel — dort das Hauptbuch auf dem Tische,
Es beten Pfaffen drin aus schriller Kehle,
Mit weißer Krause und mit schwarzer Seele.

O Himmel! Wird hier Höllenspuk getrieben?
Doch seht, wie rings die Fratzen schnell zerstieben,
Zum Markte ist der Tempel umgewandelt —
Der Gott wird ausgeboten und verhandelt.

Mein Auge hüllt sich in des Abends Seiden,
Kaum kann es mehr die Waaren unterscheiden —
Hier Bilder, die zum Schmuck der Stube taugen:
Als wunde Herzen, rothgeweinte Augen.

Ist's nicht, ob Jener Sammt zu Markte brächte?
Wohl sind es schwarze, bang durchseufzte Nächte.
Und Jener dort will eine Uhr verkaufen:
Des Glückes Uhr — dem Dichter abgelaufen.

Ein Beutel wandert durch die Käuferhorden,
Der stets sich füllt, sobald er leer geworden,
Sie wühlen drin und graben nach den Schätzen,
Bis sie mit rohen Händen ihn zerfetzen.

Du armes, reiches Dichterherz hienieden,
Nie bist Du leer, nie lächelt Dir der Frieden,
Dich füllt der Schmerz, wenn Dich der Schmerz gemieden,
So lang — bis Du am Gram der Zeit verschieden.

Mir war's, ob ich durch Wüsteneien liefe,
Mir flogen Pfeile in des Herzens Tiefe,
Des Samums Wuth umbrauste meine Wangen,
Und meinen Hals umschlossen Riesenschlangen.

Da wacht' ich auf. Denn in der Fensterbrüstung
Entschlief ich früher in des Grames Rüstung,
Was mir sich bot im Wachen und im Leben,
Das mußte mir im Traum vorüberschweben.

Vom Thurme hört' ich früher Glocken schallen,
Und Pilger sah ich hin zur Kirche wallen,
Und unter mir die wilde Jagd der Messe,
Der Gott des Trödels mit der Schellentresse.

Der Samum — meine sommerheiße Wange,
Mein stechend Haargelock — die Riesenschlange,
Die Pfeile tief mir in das Herz geschossen —
Ach, meine Hand, im Krampf ans Herz geschlossen.

Die Börse, meinem Fensterlein genüber —
Ich sah hinüber trüb und immer trüber,
Ein Stein zum andern Steine fest sich fugend —
Ein Dichterleben — eine Dichterjugend.

Schillers Haus in Gohlis

So stand ich da, das Auge thränenhell,
Von bunten Träumen ward mein Sinn durchzogen,
Da schien es mir, als käme blitzesschnell
Ein Silberschwan aus Weimar hergeflogen;

So majestätisch flog er, sah so bleich,
Er sang zu mir so süß, so wundertönig:
Einst war ich Fürst, ich erbte nicht mein Reich,
Ich ward vom Volk erwählt, ein Bürgerkönig.

Und Thränen, Traum und Bild und Phantasie
Umgaben mich als Schätze meiner Krone,
Im Golde meiner Sprache warf ich sie
In meines Volkes Schooß, herab vom Throne.

Ich dachte, herrschte nach des Volks Begehr,
Drum möcht' es mit dem Purpur mich begaben;
Der reiche Mann, das Volk, geht schlicht einher,
Und ziert mit Seide seinen Edelknaben.

Was ist der Ruhm? Was heißt unsterblich sein?
Ist's lange her, daß ich begraben liege?
Mir raubt mein Volk den Scepter aus dem Schrein,
Hin meine Macht, vergessen meine Siege.

„Du hast", so scholl der Ruf in meinen Sarg,
„Der Erde höchstes Gut uns vorenthalten,
Du gabst uns Ideale, kalt und karg,
Statt feuriger, lebendiger Gestalten."

Er sang so bang: Geh heim, du junges Blut
Zu deiner Braut im Lande der Magyaren,
Ihr Kuß ist heiß, wie eurer Traube Glut,
Ihr Aug' Musik — Musik der Janitscharen.

Dort presse sie im Tanze rasch ans Herz
Bei des Zigeuners wildem Zimbalschlage;
Wohl küßt die Muse auch — ihr Kuß ist Schmerz,
Wohl tanzet sie mit dir — zum Sarkophage.

Nein, nein, so rief ich glutbegeistert ganz:
Du bist noch Fürst in allen deutschen Gauen,
Die Jugend frage, und den schönsten Kranz
Den binden Dir entzückt die deutschen Frauen.

Prophet! Du schautest tief in unsre Zeit!
O, lächle nicht, Du Mann im Leichenhemde!
Die Freiheit naht, des Frühlings Herrlichkeit,
Sie ist Dein Zaubermädchen aus der Fremde.

Es liegt der Knechtschaft Winter todt im Schrein!
Hinab ins Grab mit donnerndem Geschwanke!
Zur Herrschaft strebt, ein andrer Wallenstein,
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.

Dein Posa ist kein schaumgeborner Wahn:
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Es klomm sein Geist, ein Tell, den Berg hinan,
Und ließ der Freiheit Hüfthorn weit erschallen.

Dort hat er rüstig seinen Pfeil gespitzt,
Entfernt von seiner Lieben treuem Heerde,
Er zielte, schoß — und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil — tief in der runden Erde.

Da schwand das Bild; denn dicht am Fensterlein
Des Hauses, stand ein Mann im Abenddunkel,
Sein Haar umfloß der Sonne letzter Schein,
Wie eines Diademes Goldgefunkel.

Don Philipp schien's — und vor ihm — auf das Knie
War ich begeistert, gläubig hingesunken,
Ich seufzte, bat: „O, geben, geben Sie
Gedankenfreiheit!"
„„Herr, sind Sie betrunken?""

Die Eisenbahn

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im gelben Fieber?
Möcht' es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber,
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese:
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist herauf beschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht, wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen, — Fallen, — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere — Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! Du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Eine Thräne

Rinne, rinne leise
Meine Thräne du
Im gewohnten Gleise
Meinem Busen zu.
Auf meinen Wangen magst du sehn,
Ob frisch noch da die Rosen stehn?
Rinne, rinne leise
Meine Thräne du!

Thräne, nicht vergebens
Bist du voll und groß:
Schwimmt doch meines Lebens
Glück in deinem Schooß.
Es schwimmt in dir so viel, so viel,
Mein Lieben und mein Saitenspiel —
Thräne nicht vergebens
Bist du voll und groß!

Immer magst du fallen,
Bist die letzte nicht:
Meine Lippen lallen
Wohl noch manch Gedicht,
Und meine Liebe sinnt und wacht,
Und träumt von ihr bei Tag und Nacht —
Bist du schon gefallen?
Bist die letzte nicht.

Geh zur Ruh!

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh zur Ruh!
Lieblich weht des Abends Kühle
Werde kühl auch Du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht,
Geh zur Ruh!

Laß Dein Hangen, laß Dein Bangen,
Irrend Auge, schließ Dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh auch Du!
Ach, das süßerlebte Glück
Spiegelt Dir der Traum zurück,
Geh zur Ruh!

*****

Robert Blum

*

An Germania

Völker siehst Du auferstehen,
In des Freiheitsodems Wehen
In der Zeiten hehrem Lauf;
Erntend längst gestreute Saaten,
Treten sie im Feld der Thaten
Kühn als Nationen auf.

Ach, der Hebel aller Staaten,
Die Erzeug'rin großer Thaten,
Aller Völker Kraft und Macht;
Die allein nur Muth und Stärke
Geben kann zum großen Werke: —
Einheit — ist Dir ja versagt!

In die einzeln schwachen Glieder
Gießt sie Kraft und Fülle wieder;
Einheit ist der Staaten Mark.
Dein Erob'rer stellt verwegen
Dann sich lüstern uns entgegen;
Werdet eins, dann sind wir stark.

Deutsche, nützt die hehren Stunden!
Wenn sie einmal hingeschwunden,

Sind sie ewig uns vorbei;
Laßt das große Völkerringen
Etwas wenigstens uns bringen:
Werdet eins! Dann sind wir — frei!

Gleichniß

Wie die Fische ewig dürsten,
Bei beständ'gem Überfluß,
Schlürfen Schmeichelei die Fürsten,
Ohne Maß und Überdruß.

Dem Vaterlande

Wo deutsche Männer sich vereinen
Zu ernstem Wort bei heiterm Mahl,
Will mir der rechte Sinn erscheinen
Und leuchten aus des Auges Strahl,
Wenn innig sie und fest umschlinget
Ein heilig, allen teures Band,
Ein Hochgefühl sie all durchdringet:
Das Eine deutsche Vaterland.

Und sind die Zeiten schwer und trübe,
Das kaum errungene bedroht,
Welkt, was wir pflegten voller Liebe,
Das kaum lebend'ge schon zum Tod,
So muß die Pflicht uns ernster mahnen
Mit Mut und Treue Hand in Hand,
Durch jeden Damm den Weg zu bahnen
Dem Einen deutschen Vaterland.

Der finstern Stürme blindes Wüten,
Das stark und mächtig rückwärts bläst,
Zerknicket nur die äußern Blüten,
Die Wurzel nicht, die tief und fest;

Drum muß es aus dem Herzen stammen
Wo seine Wurzel festgebannt,
Muß aus der tiefen Seele flammen
Das Eine deutsche Vaterland.

So hebet denn nach deutscher Weise
Der Traube goldnes Feuerblut,
Und weiht mit ihm im weiten Kreise
Dem Vaterlande Kraft und Gut:
Wir wollen treu und männlich weben
Ein unzertrennlich Bruderband!
Es soll in Kraft und Freiheit leben
Das Eine deutsche Vaterland!

Den Frauen

Der Jungfrau gilt es, deren Lieb' beglücket
Den wahren Mann allein,
Den fester Sinn und Stolz des Freien schmücket,
Nicht eitler Tand und Schein.

Der Gattin gilt's, die gern den Gatten theilet
Mit ihrem Vaterland,
Und treuen Sinn's die Herzenswunden heilet,
Die er im Kampfe fand.

Der Mutter gilt es, die den reichsten Samen
In's Herz der Kinder legt.
Daß bei des Rechts, der Freiheit heil'gem Namen
Es warm und höher schlägt.

Die Männer zieht aus ihren schmucken Söhnen,
Wie sie die Zeit begehrt,
Die — sollt' sie nicht des Sieges Palme krönen,
Doch sind der Palme werth. —

Den Frauen all, die hassen und verachten
Jedweder Knechtschaft Joch,
Die mit uns nach der bessern Zukunft trachten,
Ein donnernd Lebehoch!

Erinnerung an Königstein

(23. September 1848)

Sei gegrüßt, Du holder Abend
Nach dem Tage licht und schwül,
Die verdörrten Blumen labend
Sinkst Du nieder mild und kühl.

Durch die Wolken, die dort schweben,
Holdes Mondes Silber bricht:
Also in das trübe Leben
Fällt der Freude Rosenlicht.

Durstig trinkt die matte Pflanze
Den Erquickungsthau der Nacht
Saugt im stillen Mondesglanze
Neue Kraft in neue Pracht.

Durstig trinkt die Menschenseele
Auch den Thau der Freud und Lust,
Daß zu frischer That er stähle
Die erschöpfte wunde Brust.

Und so senke Gott der Freude,
Gott des Thaues, Gott der Nacht
Milde Kühlung jedem Leide
In das Herz, das sehnend wacht!

Luise Otto (=Peters)

★

Einst und Jetzt

(Der ersten deutschen Eisenbahn, 1839, Leipzig=Dresden, gewidmet)

Auf grünen Wiesen sah ich Lämmer weiden —
Ihr Glöckleinklang als einziges Getön
War zu vernehmen im Vorüberschreiten —
Sonst alles still — so friedlich und so schön.

Bei einer Linde weilte traut beisammen
Ein jugendfrohes, hochbeglücktes Paar.
Er ließ sein Auge in das ihre flammen,
Sie bot ihm schüchtern ihre Wange dar.

Dicht gegenüber, wo aus grünen Bäumen
Gar traulich winkt ein strohgedecktes Dach,
Da mochten sie den eignen Herd sich träumen,
Wo sich ihr Wunsch der Zukunft Glück versprach.

Des Dorfes Kinder spielten muntre Spiele,
Als Pferde spannten sie dem Pflug sich vor,
Ein Knabe lenkte zum bestimmten Ziele
Mit Peitschenknall den muntern Brüderchor.

Das war vor Zeiten — als ich wiederkommen
Zu diesem stillen waldumkränzten Thal —
Hei! wie da aller Friede ist genommen,
Hei! wie das alles anders auf einmal!

Die neue Macht, die sich die Welt erküret,
Sie hat auch hier jed' alten Brauch verdrängt:
Seht, wie ein Pfad jetzt durch die Berge führet,
Ein Wagen an dem andern rollend hängt.

Statt Herdenglöcklein läutende Signale —
Es rauscht und zischt und saust mit Ungestüm
Und rüttelt alle Träumer auf im Thale
Das mächt'ge feuerspeiende Ungetüm. —

Wird lang das Paar noch bei der Linde bleiben?
Die Maid steht bleich vor naher Trennungsqual —
„Mich will's hinaus ins rauhe Leben treiben!"
Ruft er, „leb wohl! schon pfiffs zum drittenmal!"

Sie schaut ihm nach mit sehnsuchtsvollen Blicken,
Wohl ahnt sie draußen die bewegte Welt! —
Wird nicht ihr Glanz des Liebsten Herz umstricken?
Ist dies kein Riff, an dem ihr Glück zerschellt?

Wo sind die Knaben, die sich hier erfreuten?
Das alte Pflugspiel ist zu schlecht und klein,
Ein bessres Loos denkt jeder zu erbeuten,
Als das, nur ein gepeitschtes Pferd zu sein. —

Dahin, dahin der einsam stille Frieden,
Dahin, dahin ein jed' idyllisch Glück!
Denn alle Ruh ist aus der Welt geschieden —
O Dampf, fürwahr, das ist dein Meisterstück!

Ja, Frieden, stirb! — Du stiller Kirchhoffrieden,
Du hast zu lange schon fürwahr gewährt,
Ein ander Glück giebt's noch für uns hienieden,
Ein andrer Glanz hat unsre Zeit verklärt!

Seht dort den Greis in dünnen Silberhaaren,
Indeß die Wagen fliegen hört sein Flehn:
„Nun, Herr, laß Deinen Knecht in Frieden fahren!
Nun er die Wunder dieses Tags gesehn!"

Er ahnt es wohl, doch wußt' er's nicht zu sagen,
Als ihn Bewunderung aufs Knie gesenkt:
Es weht ein neuer Geist um diese Wagen,
Aus diesem Dampf, der Eisenrosse lenkt.

Rings lärmt er auf zum rüstigen Bewegen
Und dieses Läuten ruft: Habt acht! habt acht!
Mit jeder Schiene, die sie weiter legen,
Wird neues Leben in die Welt gebracht!

Und eh sie noch die Gotteskraft verstehen,
Sind sich die Völker jubelnd nahgebracht,
Und lassen ihre Freiheitsbanner wehen,
Und durch die Lüfte saust's: Erwacht! erwacht!

Klöpplerinnen

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Die Wangen bleich und die Augen rot!
Sie mühen sich ab für einen Bissen,
Für einen Bissen schwarzes Brot!

Großmutter hat sich die Augen erblindet,
Sie wartet, bis sie der Tod befreit —
Im stillen Gebet sie die Hände windet:
Gott schütz' uns in der schweren Zeit.

Die Kinder regen die kleinen Hände,
Die Klöppel fliegen hinab, hinauf,
Der Müh' und Sorge kein Ende, kein Ende!
Das ist ihr künftiger Lebenslauf.

Die Jungfrauen all, daß Gott sich erbarme,
Sie ahnen nimmer der Tugend Lust —
Das Elend schließt sie in seine Arme,
Der Mangel schmiegt sich an ihre Brust.

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Seht Ihr die Spitzen, die sie gewebt:
Ihr Reichen, Großen — hat das Gewissen
Euch nie in der innersten Seele gebebt?

Ihr schwelgt und prasset, wo sie verderben,
Genießt das Leben in Saus und Braus,
Indessen sie vor Hunger sterben,
Gott dankend, daß die Qual nun aus!

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen
Und redet noch schön von Gottvertraun?
Ihr habt es aus ihrer Seele gerissen,
Weil sie Euch selber gottlos schaun!

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen
Und fühlt kein Erbarmen in solcher Zeit,
Dann werde Euer Sterbekissen
Der Armut Fluch und all ihr Leid!

Strophen an Georg Herwegh

(1843)

Alle Mädchen müssen schwören, keinen, keinen Mann zu minnen,
Der nicht für die Freiheit stritte, seinem Volk sie zu gewinnen.
Wie Frau Gertrud einst gesprochen, müßten alle Frauen sprechen,
Als sie Stauffacher, den Gatten, hieß der Schweizer Knechtschaft brechen.

Also, also müßt' es werden, könnt' ich meiner Schwester Herzen
So begeistern wie ich selber fühle meines Volkes Schmerzen.
Könnte ich die kalten Herzen, die mir keine Qual und Freuden
Füllen und in Schlummer singen, könnt ich sie zum Großen leiten.

Was vermag ein deutsches Mädchen, still und arm in enger Zelle,
Aber frei gleich wie vom Berge niederschäumt die freie Quelle,
Aber singend wie das Vöglein, das sich wiegt in blauen Lüften,
Aber feurig, wie der Blitzstrahl kommt aus dunklen Wolkenklüften:

Was vermag ein solches Mädchen, dies zu schaffen will ich streben
Für die Freiheit, für den Fortschritt weihe ich mein ganzes Leben.
Denn mein Herz kennt nur ein Sehnen, nur ein stetig Vorwärtsringen,
Und dem Vaterland gehört es, und der Freiheit will ich singen.

Strophe an Vater Jahn

(1844)

Du wollst Dein Volk als deutsche Männer sehen,
Und deutsche Männer sind dem Volk erstanden —
Doch ich will meines Deutschlands Töchter flehen,
Die all den Blick vom Vaterlande wandten,
Ich will sie flehn, dies Vaterland zu ehren
Mit aller Kraft der Herzen stark und rein,
Bis sie mit Stolz es ihrem Volke schwören:
Wir wollen deutsche Mädchen sein!

Vom Dorfe

(12. August 1845. Gohlis bei Leipzig)

I.

Still ist's im Dorf — der letzte Erntewagen,
Er schwankte eben voll und schwer herein;
Die Abendglocken haben ausgeschlagen,
Die Sonne sank mit sanftem Purpurschein.
Es ist ein Abend, recht wie ein Idyll,
Wo in der weiten Runde Alles still,
Und nur der Heimchen alte Flüsterweisen
Den Tag, der nun vollendet, selig preisen.

Die Mondessichel hängt am Firmamente,
Die Sterne wandeln den gewohnten Gang,
Wie da man sehnend dorthin hob die Hände,
Und noch vom Mondschein blasse Lieder sang.
So steh ich einsam in des Gartens Ruh,
Seh ruhig nur den bunten Blumen zu —
Erinnerung führt zu weit vergangnen Tagen,
Der Kindheit Buch liegt vor mir aufgeschlagen.

Still ist's im Dorf — doch plötzlich welch Bewegen,
Geht durch die Luft, die still zu stehen schien?
Ich will das Haupt dicht an die Erde legen,
Daß in das Ohr des Schalles Wellen ziehn.
Es klang wie Jagdruf und wie Büchsenknall,
Wie tausendfacher Menschenstimmen Schall — —
Nicht möglich! — nein — ein Wahn hat mich bethört,
Wie würde hier und jetzt ein Schuß gehört?! —

II.

Und doch geschah's — die Ernte ging zu Ende,
Im stillen Dorf beim letzten Abendrot.
Doch dort — doch dort gab es noch fleiß'ge Hände,
Und eine andre Ernte hielt der Tod.
Die Sonne hat es wohl voraus gesagt
Und hat die Nacht als blutig schon verklagt,
Als mit dem Purpurmantel weit umhangen,
Der schöne Tag zur finstern Ruh gegangen.

Traun, dieser Nacht, da gab's nicht sanfte Träume,
Es ward ein Schauderdrama aufgeführt —
Da gab's viel Volk und weite Bühnenräume,
Und manche Brust im innersten gerührt,
Und manches Herz, das plötzlich stille stand,
Und manche Seele, die zum Himmel schwand,
Und manchen Schrei, der, wenn auch hier verwehret,
Vor Gottes Throne ward gewiß gehöret.

Das war kein Girren holder Nachtigallen,
Kein Heimchenzirpen, das so spät erklang!
Nur Hilferuf hört man zum Himmel schallen,
Das schönste Lied war manches Schwanensang.
Das schönste Lied — Ihr macht es nicht zum Spott,
Denn: „Eine feste Burg ist unser Gott!"
Und ließ er auch die nächt'ge That geschehen,
Wir bleiben doch in dem Vertrauen stehen.

Die Mondessichel schied vom Firmamente,
Die Sterne wandeln den gewohnten Gang,
Sie sahn herab auf hoch erhobne Hände
Zum Jammerruf, der sich der Brust entrang,
Die Nacht hat wohl für Klagelieder Raum,
Doch keinen mehr zu einem sanften Traum,
„Ein' feste Burg ist unser Gott!" tönt's wieder,
Wir singen's doch, das schönste unsrer Lieder!

Robert Blum

November 1848

„Ist's wahr? ist's möglich? klangs von Mund zu Munde!
„Wie konnte solche schlimme That geschehen?"
So fragend Tausende betroffen stehen,
Als man von Wien vernahm die Schreckenskunde.

„Ach, es ist wahr!" tönt's jammernd in der Runde,
Zum Opfer wurde Robert Blum ersehen,
Als Märtyrer zum blut'gen Tod zu gehen,
Dem Volke treu bis zu der letzten Stunde.

Dem deutschen Volke, das ihm fest vertraute,
Das ihn gewählt zu seinem Abgesandten,
Weil so wie er es keiner je verstanden.

Und jedes Herz sein Hoffen auf ihn baute!
Und Allen, die wie ich ihn ganz erkannten,
Verstummt der Schmerz im dumpfen Jammerlaute.

*****

Hermann Marggraff

*

Betrunken ist die Welt

Heut' berauscht und morgen nüchtern,
Morgen feige, heut' ein Held,
Heute keck und morgen schüchtern —
Denn betrunken ist die Welt!

Morgen stößt Dich ab, was heute
Dich noch reizt und Dir gefällt;
Morgen schmerzt, was heut' Dich freute —
Denn betrunken ist die Welt!

Heute prellst Du Andre, morgen
Haben Andre Dich geprellt;
Borgen wechselt mit Verborgen —
Denn betrunken ist die Welt!

Was auf Füßen stand, das sieht sich
Morgen auf den Kopf gestellt;
Eines sucht, das Andre flieht sich —
Denn betrunken ist die Welt!

An eine Gestorbene

Wie zärtlich Du zu plaudern,
Wie süß zu küssen wußtest,
Zu eilen und zu zaudern —
Ach, daß Du sterben mußtest!

Ach, daß wir sind gekommen
Um Deiner Wangen Rose,
Um Deine Augen, die frommen,
Um Deiner Worte Gekose!

So süß quoll Dein Gesichtlein
Aus Goldgelock und Häubchen,
Wie ein reifes goldenes Früchtlein,
Wie ein duftig würziges Träubchen

Und Deine jugendschlanke
Gestalt bog sich so wiegsam,
Als ob eine Lilie schwanke
Auf zartem Stengel biegsam.

Ob Dich ein Hauch entrissen,
Ein Morgenstrahl verzehrte,
Weil nach so himmlischen Küssen
Der Himmel selbst begehrte?

Deutsche Einheit

(1843)

„Vergönnt sei Euch in Gnaden
Ihr Deutsche, deutsch zu sein!
Reiht Euch an einen Faden,
Den deutschen Zollverein!

Frei sei nun Euer Handel
In Leder, Tuch und Wachs,
Was zählt nach Schock und Mandel
In Eiern, Obst und Flachs!

Frei sei nun Euer Handel
In Rüben, Kraut und Speck!
Nur Euer Lebenswandel
Sei nicht so frei und keck!

Nicht greizisch und nicht lippisch,
Noch schleizisch sollt Ihr sein!
Vergeßt nur nicht zu schnippisch
Den Paß und Heimathschein!

Von Brietzen bis nach Riesa
Dürft Ihr nun reisen frei!
Doch gut ist stets ein Visa
Der hohen Polizei!

Und gelten soll nicht einer
Der Gegensätze scharf!
Auch Unserm Wunsch sich Keiner
Entgegensetzen darf!

Die Widersprüche alle
Sind nur ein böser Fluch!
Auch Wir in keinem Falle
Vertragen Widerspruch!

Die Lappen und die Fetzen,
Die Lumpenherrlichkeit,
Sollt Ihr zusammensetzen
Zu einem ganzen Kleid!"

Ja, fädelt nur und stichelt! —
Ich stich' in Reim und Wort;
Hans hänselt, Michel michelt
Wie stets noch immer fort!

Gegensätze

Die Fauste der Dichtung gedeihen gut,
Der Männer Fäuste erschlaffen,
Tagtäglich steigt der Skribenten Muth,
Tagtäglich rosten die Waffen.

Die Zeit wird zum schönsten Leder gegerbt,
Doch Niemand zieht vom Leder,
Die Wehr, die der Sohn vom Vater erbt,
Sind Rothstift und Gänsefeder.

Der Schwertschlag wird zum Raisonnement,
Zur Phrase jede Phase,
Die Herzensgluth zum Echauffement,
Der Zeitschaum zur Seifenblase.
Das Bärtchen wird zierlich zugestutzt
Auf der Weltgeschichte Backe,
Ihre Hose war gar so abgenutzt,
So plump war ihre Jacke.

Nun geht sie im Fräckchen stolz einher,
Mit langen, langen — Manschetten.
Ihre Hände glänzen von Ringen schwer,
Ihre Brust von Orden und Ketten.
Nun muß sie fashionable sein,
Nicht Raucher mehr noch Schnupfer.
Im saubern Paris bestellt sie fein
Die Muster und Modekupfer.

Man denkt, man stelle Menschen dar
In dieser Affenkomödje.
So travestirt man schon viele Jahr
Die alte histor'sche Tragödje.
Politiker darf jetzt Jeder sein
Nach dem beliebten Muster.
Mit Thiers um die Wette drein
Schreibt jeder Schneider und Schuster.

Ja, leckt nur an dem Zeitungsspeck
Und wischt euch nachher die Finger,
Baut Häuser und Paläste keck
Aus altem und neuem Dünger:

Im Wirbelwinde schon kommt und naht
Ein Gott mit seinem Gerichte —
Und für das geschichtliche Surrogat
Tritt ein die Weltgeschichte!

An das hochvernünftige Deutschland

(1843)

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Dünger und Dreifelderwirtschaft
Sind dir aus dem Grund bekannt.
Worte wechseln, Verse dreschen,
Wird dir gut von Händen gehn;
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Wie sich Gott erschafft im Denken,
Das ist dir gar wohl bekannt,
Du verstehst, was kaum im Himmel,
Noch auf Erden ist geschehn.
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Kleider klopfen, Strümpfe stopfen
Sind dir aus dem Grund bekannt.
Schmausen, zechen, Kurzweil sprechen,
Darin läßt du groß dich sehn!
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Maltraitieren, persiflieren
Sind dir aus dem Grund bekannt.
Chicanieren, infamieren,
Und doch fromm zur Kirche gehn —
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

*****

Gustav Kühne

*

Beim Schein der Julisonne von 1830

Wir sah'n es, wie die Feuersäule brannte,
Die Luft erbebte: war's ein Memnonston?
Doch wie die Welt vom Schlaf geschreckt sich wandte,
Erloschen und verklungen war es schon.

Jungfrau Europa lüftete den Schleier,
Die alte gute Siebenschläferin.
Es klang in ihrem Ohr wie Brautnachtsfeier,
Des fernen Völkermorgens Erstgewinn.

Sie hob ihr Aug' und schüttelte die Glieder,
Sie guckte wie ein Hühnchen aus dem Ei;
Sie blendete des Phönix Glanzgefieder,
Der kecke Hahn mit seinem frühen Schrei.

O Julilicht mit deinem Schaugepränge,
O eitler Phönix, der sich selbst begräbt!
Selbst deine Asche scharrt man still und enge
Ins Gotteshäuschen, wo sie nichts belebt.

Und Deutschland, du, mit deinen Flammentrieben?
Daß nur dein Wetterstrahl nicht jenem gleicht,
Den, schnell gefacht, die Winde schnell zerstieben,
Ein jach Erröten, das die Reue bleicht!

Du hast schon oft gejubelt, oft getrauert:
Halt deine Gluthen für dich selbst bereit!
Dein altes Herz hat vieles überdauert:
Schür' deine Flammen für die Ewigkeit!

Der Gefangene

Aus dem „Liebesduett", 1834.

Weckt mich nicht aus meinen Träumen,
  Ach! Der Schlummer ist so süß!
Und in goldgewirkten Säumen
  Wogt und webt mein Paradies.

Was ich weiß, — ich will's nicht wissen,
  Was ich glaub', ist Seligkeit,
Und die Täuschung zu vermissen
  Wär' mein tieffstes Herzeleid.

Nicht den Augen will ich trauen,
  Dämmerlicht ist wundersüß;
Nicht ins Helle mag ich schauen:
  Laßt mich still im Burgverließ.

Goldumsponnene Gitterstäbe
  Schmücken meine Kerkerwand,
An dem Fenster schmiegt die Rebe
  Sich hinauf zum Dachesrand.

Seht! so sitz ich hier im Dunkeln,
  Selbst den Himmel schau' ich nicht;
Aber Sterne seh' ich funkeln,
  Und ich fühle Glanz und Licht.

Wenn sich meine Augen schließen,
Seh' ich nur ihr sanftes Bild;
Duft und Dämmerung umfließen
Meine Seele warm und mild.

Überraschung

Und sie bot der duft'gen Wangen
Zarten, pfirsichweichen Flaum,
Und im drängenden Verlangen
Stand ich zitternd wie im Traum.

Ach! sie bot, worum ich flehte,
Ihrer Huld beglückte Lust:
Plötzlich wie der Frühling wehte
Mir ihr Hauch aus tiefster Brust.

Kühlste Stille im Gemüthe —
Und nun plötzlich Hocherguß!
Und der Lippen Kirschenblüthe
Wölbte sich zum Wonnekuß.

Warum zittern, warum beben?
Liebeshuld ist kurz und süß:
Wem's die Götter plötzlich geben,
Schaut das schönste Paradies.

Ach! ich sann und konnt's nicht fassen,
Daß das ferne Glück so nah —
Und im tödtlichen Erblassen
Saß ich wie ein Bildniß da.

Meine Pulse hielten stille,
Und der Athem stockte tief,
Meiner Seele regste Fülle —
War es doch als wenn sie schlief.

Und sie bog sich rasch von hinnen,
Und ihr Lächeln wurde Schmerz,
Eine Perle sah ich rinnen,
Und geschlossen war ihr Herz.

Ihre Perle lockte Fluthen
Mir aus der erwachten Brust:
Alle Bäche, die da ruhten,
Quollen auf zur Liebeslust.

Stürzt' ich auch zu ihren Füßen,
Ach! sie wandte still sich ab: —
Soll ich denn nun ewig büßen —
Ewig bis zum stummen Grab?

Germania

(Lied der deutschen Studenten aus dem Drama
„Kaiser Friedrich in Prag").

O ich betrübter Freiersmann,
Ich such' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgend finden kann,
Ist sie mir schon getraut.
Du bist nicht fern, Du bist nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du bist nicht schön, Du bist nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich sehr.
Daß ich Dich lieb', ist mir genung,
Und das betrübt mich schwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich still, ich ruf' Dich laut:
Germania!

Ich suchte Dich am Donaustrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich suchte Dich im Böhmerland,
An Elbe, Weser, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da:
Germania!

Ach, bist Du schon verwelkt, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm doch endlich alleweil,
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Nun auch sind Deine Freier da!
Germania!

Die Kirche der Zukunft

Ich hatte sie noch nicht gesehen,
Die „heil'gen Hallen" bei Tharandt;
Ich sah als Kind im Geist sie stehen,
Wie sie der gläub'ge Sinn erfand.

Kein Pförtner öffnet Euch die Pforte,
Kein Meßner kniet an dem Altar;
Auch hört ihr keines Priesters Worte,
Der Quell nur lispelt rein und klar.

Kein Engelsbildniß streckt die Flügel
Starr, unbeweglich steinern aus;
Der Sturmwind kommt vom nahen Hügel,
Schwingt seinen Fittich um dies Haus.

Die Buchen strecken hoch die Säulen,
Des Himmels Bläue wölbt das Dach,
Bei Tag, bei Nacht kannst du verweilen,
Der Sonne ziehn die Sterne nach.

Kann Dir die Sonne Gott bedeuten,
So sieh im Mond Mariä Bild,
Und jede Hora hörst du läuten
Im Blattgesäusel still und mild.

Kein Opfer wird hier mehr geschlachtet,
Damit sein Blut zu rächen sei,
Und ob der Tod die Welt umnachtet,
Der junge Morgen hebt sich neu.

Die Blume stirbt nur, um vom neuen,
In ihren Kindern zu erblüh'n;
Daß sich Natur und Gott entzweien,
Ist Eures eignen Wahns Bemüh'n.

Ihr selber habt das All gespaltet,
Gott und Natur feindlich gestellt,
So daß der Zwietracht Dämon waltet
In dieser Eins-gedachten Welt.

Macht die Natur zu Gottes Tempel,
Wie Er sie selbst sich ausgedacht:
Dann erst tragt Ihr in Euch den Stempel,
Der Euch zu Priestern Gottes macht.

Lied des Teufels

Da kommen sie hergezogen
Und reden vom freien Rhein.
Sie haben sich's vorgelogen,
Sie müssen's der Welt vorschrei'n.

Die Schwaben, die reden so täppig,
Die Preußen voll Hochmuth sehr,
Die Sachsen, die leiern schleppig,
Die Baiern klotzig schwer.

Sie stopfen sich vor dem Sturme
Das halb schon taube Ohr,
Und bauen am Babelthurme,
Und Alles bleibt wie zuvor.

*****

Moritz Hartmann

*

Ein Lied

Ein einzig Lied nur möcht' ich singen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre alles, alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erspäht,
Der alle Wunden macht gesunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbroch'ner Becher
Das Lied mir, das ich sang bis jetzt —
Ich schlürfe d'raus, ein durst'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.

So soll ihm nie der Rausch entsteigen,
Wie's immer mir im Herzen schäumt —
Soll's nimmer Paradiese zeigen,
Und Houris, wie's der Zecher träumt?

Natur! ich stand an deiner Pforte:
Sie that sich auf — wenn ich gewacht —
So gieb mir nun das Wort der Worte,
Daß ich es rufe durch die Nacht,

Ich habe, Liebe! Dir geblutet,
Vertrau' mir der Erkenntnis Wort,
Das tief verborgen in mir fluthet
Und das mich dränget fort und fort.

Was kann denn mehr, ein Lied zu singen,
Die arme Dichterseele thun?
Als selber sich zum Opfer bringen,
Und in der Liebe nimmer ruh'n?

Ich leide, bis ich ausgelitten,
Ich liebe, bis ich ausgelebt,
Dann kommt die Zeit wohl — wo inmitten
Von Lieb und Schmerz ein Lied entschwebt.

In der Fremde

Sitz' ich auch des Nachts allein,
Trink' ich doch vom deutschen Wein;
Denke an die fernen Lieben,
Ob mir alle treu geblieben;
Thue Züge, tiefe, rasche —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutschen Wein in meiner Flasche,
Deutsches Blut in meinen Adern.

Ziehn die Tage kummerschwer
Mir vorbei und liebeleer,
Ohne Gruß aus liebem Munde,
Ist die mitternächt'ge Stunde
Eine liebliche Oase —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutschen Wein in meinem Glase,
Deutsches Blut in meinen Adern.

Schwinge hoch das volle Glas,
Lasse leben dies und das;

Fliege hin, du Wort der Worte,
Und an die gewisse Pforte,
Treue Liebe, klopfe, klopfe! —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutschen Wein in meinem Kopfe,
Deutsches Blut in meinen Adern.

Hüter, ist die Nacht bald hin

Durch die deutschen Länder schreit' ich,
Angstvoll, klagvoll, wehmutsvoll;
Dorthin meine Arme breit' ich,
Wo die Sonne kommen soll,
Und ich rufe klagend, zagend,
Ob nur ich so schlaflos bin!
Wie vom Oelberg Jener fragend:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Hie und da die Nebel weichen,
Hie und da verblaßt ein Stern;
Ist sein Tod ein frohes Zeichen,
Daß der Morgen nicht mehr fern?
Unsres Herzens Nachtigallen
Sind verstummt — ist's der Beginn
Von den schönen Tagen allen?
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Ist's die Angst in meinem Herzen,
Die die Nacht so qualvoll dehnt?
Bin ich Einer, der in Schmerzen
Vorschnell frühen Tag ersehnt?
Um mich liegen sie im Kreise,
Schläfer, todt an Geist und Sinn,
Keiner seufzt im Traume leise:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Hüter! Gott! dir selbst muß werden
Bang in dieser langen Nacht!
Gib ein Zeichen, daß der Erden
Ist ihr junger Tag erwacht;
Daß zur frohen Lerche werde,
Jungen Tags Verkünderin,
Meine Seele auf der Erde:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Der Frühling

Es schwebt ein Geist ob der Frühlingspracht,
Ich hab' ihn oft belauscht,
Wenn er herab von der Sternen der Nacht
Mit Seraphsfittich gerauscht.

Er spricht zum Körnlein im Schooß der Luft:
Nach dem Kirchhof nimm deinen Lauf,
Und fall' auf der Jungfrau grüne Gruft,
Und keim' als Lilie auf.

Er spricht zum Stämmlein, noch dünn und zart:
So sprosse und wachse nur fort,
Ich hab' dich zum Kreuze aufbewahrt
Im Walde, am nächtlichen Ort.

Er spricht zum Epheu, im Grund versteckt:
Reck' vor Deine grüne Hand,
Daß sie die morschen Trümmer mir deckt,
Bald stürzt diese feste Wand.

Erinnrung, Tod und Liebe weh'n
Herab von den Sternen der Nacht;
Erinnrung, Tod und Liebe geh'n
Vereint durch die Frühlingspracht.

Richard Wagner

*

Die Noth

Jetzt kenn' ich nur noch einen Gott,
Der Gott, er heißt — die Noth:
Hilft der uns nicht von Trug und Spott,
Bald sind wir alle todt;
Wird er aus weichlichem Behagen
Nicht bald der Selbstsucht Knechte jagen,
Kein And'rer hilft uns mehr
Käm' er vom Himmel her.

Die dorten in den Städten sitzen,
Auf taubem Weisheitsei,
Die Kopf und Hintern sich zerschwitzen,
Ob nichts gebrütet sei, —
Die tugendhaften Sabbathchristen,
Die höchst glücksel'gen Egoisten,
Die seh'n die zehn Gebot', —
Doch dich nicht, hehre Noth!

Sie haben Kapital und Renten
Und lieben sehr den Staat,
Darin sie leben von Prozenten
Und ernten ihre Saat;
Sie treiben Kunst und Wissenschaften,
Vergnügen sich am Tugendhaften,
Und leben bis zum Tod —
Ohn' dich zu kennen, Noth! —

Philosophie nach Kant und Hegel,
Die bildet ihren Geist,
Denn wer sie kennt, nach höh'rer Regel
Nun schläft und trinkt und speist:
Mit hunderttausend Geistespfiffen
Wird da ihr Wesen abgeschliffen

Von jedem ird'schen Koth:
Sie kennen Dich nicht, Noth!

Doch Nothzucht treiben sie am Leibe
Der lebenden Natur,
Nothzucht am Mann, Nothzucht am Weibe,
An Berg und Thal und Flur,
Nothzucht an Gott, von dem sie lehren,
Der Armen Leid könn' er nicht wehren, —
Denn wie's nun sei, wär's gut,
D'rum ziem' uns sanfter Muth.

Die Frucht nun trieben sie zur Reife
Aus ihrer Sünden Pfuhl:
Daß dich, o Noth, die Welt begreife,
Besteig' nun Gottes Stuhl!
Und von des Armen Schmerzenheerde,
An dem dein Leiden groß dich nährte,
Tritt mächtig nun hinaus,
In's weite Menschenhaus!

Nun sollen sie dein Antlitz sehen,
Erhaben, nackt und bloß:
Laß nicht sie mehr in Zweifel stehen,
Zeig' ihnen jetzt ihr Loos!
Vor deinen bleichen ernsten Zügen
Verstummen ihres Lebens Lügen,
Vor deines Blickes Dräu'n,
Soll ihre List sich scheu'n!

Ein langes, langes Menschenleiden
Brennt heiß in unsrer Brust,
Es sengt uns seit der Väter Zeiten,
Verzehrt uns jede Lust:
Daran lass' deine Fackel zünden,
Und ihren Schein den Schächern künden:
Wir halten dein Gebot,
Du strenge Gottheit, Noth!

. . . Dann weiter brenne, immer weiter,
Du heil'ger Feuerbrand!
Du furchtbar hehrer Gottesstreiter,
Vernichte, was uns band!
Nahst du Papier und Pergamenten,
Des ew'gen Raubes Gauner-Renten,
Beschrieben mit unsrem Blut, —
Verzehr' sie deine Gluth!

. . . Der Menschheit wahre Gottgeschichte
Erlebt nun Tag für Tag;
Daß er ihr lebend Werk verrichte,
Zeig' jeder was er mag:
Aus Büchern nicht und Dokumenten
Empfangt ihr mehr des Todes Spenden;
Das Leben sei eu'r Maaß,
Nicht was der Moder fraß!

Denn über allen Trümmerstätten
Blüht auf des Lebens Glück:
Es blieb die Menschheit, frei von Ketten,
Und die Natur zurück.
Natur und Mensch — Ein Elemente!
Vernichtet ist, was je sie trennte!
Der Freiheit Morgenroth —
Entzündet hat's — die Noth!

An die Fürsten

Als Priester einst und Mönche lehrten;
Das Leben sei ein eitler Dunst;
Als Freude sie und Lust uns wehrten
An menschlich froh lebend'ger Kunst,
Da habt ihr, Fürsten, sie gehegt,
Mit Lieb' und Wonne sie gepflegt,
Daß stolz sie nie sich beuge:
Die Wartburg ist deß' Zeuge!

Ein schlimmer Gott hat sich gefunden,
Merkur, der Herr der Krämerwelt,
Der hat die Kunst nun gar gebunden,
Sich zur gefäll'gen Magd bestellt:
Wollt eures Ruhms gedenk ihr sein,
Helft uns die Edle nun befrei'n,
Daß frei sie Edles zeuge
Und keiner Macht sich beuge!

*****

Johannes Minckwitz

*

Am 13. August 1845 in Leipzig

Jüngst vom Nordseestrand mit erfrischten Gliedern
Kehrt' ich heim, mein Herz von des grauen Weltmeers
Kühnem Anblick freudig erregt, und klangvoll
Tönten die Wellen

Meinem Ohr nach. Heimischen Seelenaufruhr
Fühlt' ich kaum, da gegen des Ozeanes
Hohe Sturmflut jegliche Menschenregung
Klein und gering scheint.

Ist's ein Traum, der nächtlicher Donner Täuschung
Webt, und Nachhall nordischer Seegewässer,
Was den friedsam Schlummernden aus der Ferne
Schauerlich anweht?

Als emporstieg über die Stadt des Morgens
Goldner Lichtball, krächzten die schwarzen Raben
Kalter Wahrheit, deckend ein volkverwünschtes
Gräuliches Blutfeld:

Bürgermord! Steinwürfe des Pöbels lockten,
Unter Hohnruf fallend, das Blei der Themis,
Aber blitzschnell ward es in nachtverborgne
Haufen geschleudert.

Traurig Loos unseliger Menschen, welchen
Selbst die Wahrheit, allzu geschärft, entzweibricht:
Einen Schritt nur über das Maß, und Tugend
Rollt in den Abgrund!

Nie vermag Dein Griffel, o Sachsens Klio,
Frechen Aufstands rohe Gewalt zu löschen,
Aber schamroth wirst Du dem dunkeln Schmachblatt
Wenden das Antlitz!

Mag der Mitwelt fabelnde Lästerzunge
Auf des Rechts goldsonnige Blume Gift streun',
Aus den Demantzweigen der grünen Raute
Blüht die Versöhnung.

Süße Klarheit liebt der Gesang und windet
Nie dem Irrtum lügenden Kranz; der Reinheit
Edler Pflichtthat weist er die fleckenlose
Silberne Schwinge.

Abschied von Leipzig

1847

Lebe wohl, Stiefmutter an meiner Muse,
Musenstadt! Kein ärmlicher Sylbenstecher
Haust' ich hier, obwohl ich der Sprache Festlaut
Regelte kunstvoll,

Mendelssohn-Bartholdischer Saiten kundig.
Aber fruchtlos tönten die hohen Lieder,
Die ich aussann unter dem Duft der Linden
Oder im Irrgang.

Deines eichbaumschattigen Rosenthales,
Wo die lenzluftathmenden Nachtigallen
Oft mit anmutreichem Gesang beschämen
Jenes Gewandhaus!

Lebe wohl! Nicht zürn' ich der Stadt der Milde,
Deren Füllhorn, stets unerschöpft im Wohlthun,
Auf des Elends Wunden in Näh' und Ferne
Segnungen ausgeußt.

Diesen Hochruhm rühm' ich dem Volk der Pleiße
Scheidend nach; kein schöneres Lob vermöcht' ich
Ihm zu weih'n, kein schönerer Kranz bedeckt auch
Eine der Städte!

Lebe wohl! Süßländlicher Schatten ruft mich,
Gern gedenkt mein Geist der verfloßnen Jugend,
Die ich hier austräumte, verborgen, einsam,
Glücklich und leidvoll.

Kehr' ich jemals, deinen Pedanten trotzend
(Denn wo gibt's nicht schnöde Gemüter?), magst Du
Größer dastehn, reicher und frei von Deinen
Betternen Mauern:

Die der Kaufherrn thätige Hand in Schiffe
Wandeln mag, stolz über das Meer zu gleiten,
Daß erneut aufblühen um uns die goldnen
Schätze der Fugger!

*****

Dr. Mises
(=Gustav Theodor Fechner)

*

Der schwarze Vogel

Schwarzer Vogel, was willst Du auf dem Baum,
Sitzend vor meinem Fenster im grünen Raum?
Schau' ich des Morgens hinaus in den Garten,
Seh' ich Dich meiner im Grünen schon warten;
Schleich' ich des Abends dem Lager zu,
Auf mich lange schon lauerst Du.

Schwarzer Vogel, was willst Du auf dem Baum?
Schwarzer Vogel, was willst Du in meinem Traum?
Bis in mein Herz, das kranke, das kranke,
Kommst Du und nistest, ein schwarzer Gedanke;
Ach Jugend! ach Lenz! so grün, so grün!
Da, wo er nistet, will nichts mehr blühn.

Schwarzer Vogel, was willst Du auf dem Baum?
Sitzest schon wieder, verjaget kaum;
Ach von dem Baum wohl, doch nimmer, ach nimmer,
Aus dem Herzen, da sitzest Du immer;
Sitzest und brütest und singst mir zu Nacht,
Was so unsäglich elend mich macht.

Die Pappeln

S' wollt' einer von Leipzig nach Halle gehn;
Ei, dacht' er, was werd' ich da Neues sehn!
Das ist eine schöne Reise,
Da lang' ich wohl an ganz weise.

Und als er hinauskam vor das Thor,
Da stand ihm das erste Neue bevor;
Das waren zwei lange Pappeln,
Zwei lange, lange Pappeln.

Er sah die langen Pappeln sich an,
Hat zwanzig Schritte weiter getan,
Da standen wieder zwei Pappeln
Zwei lange, lange Pappeln.

Er dachte, nun geht das Neue erst an,
Hat zwanzig Schritte weiter gethan,
Da standen wieder zwei Pappeln,
Zwei lange, lange Pappeln.

Nun, sagt' er, seh' ich's noch einmal mit an,
Hat zwanzig Schritte weiter getan,
Da standen wieder zwei Pappeln,
Zwei lange, lange Pappeln.

Da ward er böse wie ein Hahn,
Er lief gar grimmig drauf und dran,
Sah doch, trotz rappeln und zappeln,
Nur Pappeln, Pappeln, Pappeln,

Nun waren die letzten Pappeln vorbei,
Da merkt' er, daß er in Halle sei,
Und daß er ein Greis am Stabe,
Der noch in Leipzig ein Knabe.

*****

Theodor Drobisch

*

Der Teufel in Deutschland

Nach Deutschland kam einmal der Teufel,
Um häuslich nieder sich zu lassen;
„Gebt Arbeit mir!" hört man ihn rufen,
„Gebt Arbeit mir in vollen Massen!"

Man gab den Pflug ihm in die Hand,
Und siehe da, in zehn Minuten
Hat er zehn Äcker umgewandt
Von nah an hunderttausend Ruthen.

„Mehr Arbeit her!" schreit er voll Grimm,
„Arbeit so recht in vollen Massen!"
Da pflastert er in einem Tag
Sechs Plätze und zwölf große Straßen.

Dem hochwohlweisen Rath der Stadt
Ward vor dem Ruhelosen bange
Man sann und sann, bis endlich sprach
Der dicke Bürgermeister Zange:

Gebt eilig bei der Polizei
Dem Pferdefüßler eine Stelle,
Ich glaub', da ist in seinem Amt
Der horngekrönte Sohn der Hölle."

Die Herren stimmten Alle ein,
Und eh vergangen eine Stunde,
War unser Meister Urian
Mit Polizeiern in dem Bunde.

Hier mußt' er Pässe nun visieren
Und spür'n nach Schriften, die verboten;
Kaum war ein Kerl ins Hundeloch,
So ward ein Zweiter eingeschroten.

Bald kamen Polen, die verdächtig
Und Handwerksburschen ohne Bündel,
Da hieß es: „Her das Wanderbuch!"
Und: „Marsch fort! Lüderlich Gesindel!"

So — keine Ruh bei Tag und Nacht,
Hat Arbeit nun der arme Teufel;
Erhalt uns Gott! die Polizei,
Sie ist sehr nützlich — ohne Zweifel.

Die Leipziger Bäckermeister

Die Bäckermeister zu Pleiß-Athen
Verrichten wahre Wundersachen,
Denn aus ganz kleinen Semmeln können
Sie fünf Stock hohe Häuser machen.

Adolf Böttger

*

Ich schlich mich aus der Freude Saal

Ich schlich mich aus der Freude Saal
Still in den Wald hinein,
Und wollte dort mit meiner Qual
Und mir recht einsam sein.

Die Sonne sank, es dampft' der Wald,
Und Ruh' lag rings herum,
Nur eines Vogels Sang — doch bald
Ward alles um mich stumm.

Dämonen gleich umrangen mich,
Gedanken finstrer Art,
Da faßt ein seltsam Bangen mich,
Wie's nur dem Tod gepaart.

Rasch kehrt' ich in der Freude Saal,
Und wild zu Lust und Braus,
Und stürmte so mit einer Qual
Die andre Qual hinaus.

Am Himmel zittert Stern an Stern

Am Himmel zittert Stern an Stern,
Die muntern Brunnen rauschen fern,
Ich zieh' des Weges alleine,
Rings liegt die Welt in süßem Traum,
Und keiner ahnt im weiten Raum,
Daß ich verlassen weine.

Ob auch das Feld voll Blumen steht,
Das Blatt, vom Herbst herabgeweht,

Bringt doch kein Frühling wieder.
Ob auch das Vöglein fröhlich sang,
Weckt doch ein jeder Laut und Klang
Mir schmerzdurchhauchte Lieder.

Nur wenn ein Stern herniederschießt,
Ins Herz mir seinen Glanz ergießt,
Als fühlt' er heiß Verlangen:
Weicht alle Noth, die Sorg' entflieht,
Und leuchtend durch die Seele zieht
Ein Sehnen mir und Bangen.

Wenn ich an dir mich süß berausche

Wenn ich an dir mich süß berausche,
Dein Geist in meine Seele quillt,
Wenn ich des Busens Drang belausche,
So sanft erregt und sanft gestillt;

Wenn ich auf meinem Schoos dich wiege,
Der Wange Roth vor Lust erglimmt,
Und ich dich inniger umschmiege,
Daß Aug' in Auge bang verschwimmt:

Wenn unter halb erstickten Worten
Leis athmend Lipp' auf Lippe brennt,
Als wären hier und allerorten
Ein Leben wir, das nie sich trennt!

Dann fühl' ich sel'ge, frühlingsklare
Gefühle durch die Seele ziehn,
Vor denen wild verrauschte Jahre
Wie bleiche Schattenbilder fliehn!

Ich fühle Harfenlaut entzücken
Mein Herz in gleichgestimmter Lust,
Und eine Rose seh ich schmücken
Die lang verwaiste Dichterbrust.

O wenn die Harfe muß verhallen,
So sei's mit mir — ein Laut, ein Schlag!
O wenn die Rose muß zerfallen,
So sei's mit mir — ein Hauch, ein Tag!

In Auerbachs Keller zu Leipzig

In steinerner Erhabenheit
Glänzt rings der Kellerraum,
Ihm dünkt die alte graue Zeit
Ein süßverrauschter Traum.
Ja! zählt er auch dreihundert Jahr,
Er blieb doch flott und jung,
Erprobt in Jubel und Gefahr,
Reich an Erinnerung.
Gepriesen sei das heitre Dach,
Dem Keller namens Auerbach
Ein Glas des besten Weins!

Das Auge strahlt noch eins so hell,
Trinkt sich die Lippe Ruh,
Drum sprach hier mancher Zechgesell
Dem Rebengolde zu.
Vor Allem jener Doktor Faust,
Der diesen Grund beschritt,
Und als er wacker hier gehaust,
Hinaus zum Keller ritt.

Leer aber wär' des Namens Glanz,
Der jenen Zaubrer schmückt,
Wär' nicht der Dichter, der den Kranz
Auf's Haupt von Faust gedrückt.
Der Meister, der Unsterblichkeit
Dem düstern Helden lieh,
Er einte der Erhabenheit
Des Wortes Melodie.

Die als Student bei Becherklang
Des Kellers flotte Zecher sang,
Der Genius Goethe hoch!

Und wie die Burschen sich gefreut
Im löblichen Verein,
So mag die Zukunft wie das Heut
Der vollen Lust sich weihn.
Und mag auch der Champagnerschaum
Muthwillig Nasen drehn,
Soll jeder doch in süßem Traum
Beglückt nach Hause geh'n.
Erfüllt sei dann den andern Tag,
Was männiglich sich wünschen mag
Beim besten Glase Wein!

*****

Arnold Schloenbach

*

Rundung

Die Welt ist rund! Ein leichtes Wort
Und doch ein Wort von tiefem Sinn
Durch alle Welten zieht sich's fort,
Nach Rundung drängt sich Alles hin.
Es formt sich Alles lind und leis,
Nach ewigem Gesetz zum Kreis.

Und schaust du der Krystalle Pracht,
Und ihrer Formen reiche Art:
Sie alle sind, in stiller Nacht,
Dir in der Kugel offenbart.
Das runde ungeheure All
Ist der vollendetste Krystall.

Und aller Dinge Werdekraft
Ist tief in Kugelform versenkt:
Des Keimes Zelle, die da schafft,

Daß sich der Baum zum Lichte drängt,
Der Wesen erste Urgestalt,
Des Bergkorns wachsende Gewalt.

Und das Entstehn und das Vergehn:
Es ist mir Eins, in Kreisesform.
Des Wassers Ring, der Sonnen Drehn
Gehört der Rundung ew'ger Norm;
Und was Natur uns schweigend lehrt,
Im Menschenthum es wiederkehrt.

Denn was des Bildners Werk verschönt,
Und was das Aug' am Menschen liebt,
Und was des Meisters Werk erst krönt,
Und dem Gedanken Weihe giebt,
Was erst den Mann zum Manne schafft:
Das ist der Rundung milde Kraft.

*****

Carl Parucker

*

Trost

Erkrankt Dein Herz in schwerem Leide,
Dann gehe hin zum grünen Wald,
In seinem trauten stillen Düster
Genesen wirst du leicht und bald.

Die Thränen, die du vor den Menschen
Verbergen mußt, sie weine dort,
Und weine heimlich Deinen Kummer
So recht aus tiefster Seele fort!

Wenn dann um dich die Zweige rauschen,
Wenn Blatt und Blüte sich belebt,

Dann tritt zu dir der Geist der Liebe,
Der tröstend Dich vom Boden hebt.

Mit seinem warmen Schöpferodem
Dich leis' und lieblich haucht er an,
Und nimmt von Deinem wunden Herzen,
Was Dir so schmerzlich wehgethan.

*****

Gustav Freytag

*

Unser Land

Der Dampfer braust durch die grüne Fluth
Drei Männer stehen an Bord;
Der Erste schwingt den getheerten Hut
Und rufet hinein in den Nord:
„Hussaha, hussuha Albion,
Mein Vaterland, das blaue!
Dein Gold umrollet der Erde Rund,
Deine Flagge beherrschet den Meeresgrund,
Du königliche Fraue!"

Der Zweite kräuselt den Bart und schaut
Mit glänzendem Aug' in den Süd:
„Ich grüße dich, Frankreich, schöne Braut,
Im Lichte der Freiheit erglüht!
Vivela, vivela, ma patrie,
Du freies Land der Reben!
Die Charte meines Lebens Buch,
Die Tricolore mein Leichentuch,
Das Frankenland soll leben!"

Der Dritte schaut in die Ferne zurück,
Hinein in die Wüste der See,

So warm und innig der feuchte Blick
In Freud' und heimlichem Weh:
„Suche dich, suche dich, deutsches Land,
Und kann dich nicht erspähen;
Der Wind, er wehet aus weiter Fern',
Es leuchtet am Himmel manch heller Stern,
Doch keiner darf dich sehen.

Wo rollet das Gold mit deinem Bild?
Dein Wimpel, wo fliegt er im Meer?
Du hast ja kein Gold, kein Wappenschild,
Kein Schiff und kein Segel mehr.
Suche dich, suche dich, deutsches Land,
Ich suche dich mit Schmerzen.
Deine Rosen und Reben, sie blühen nicht,
Deine Adler und Banner, sie fliegen nicht,
Wo schlagen deine Herzen?

Du bist keine Königin Albion,
Nicht Frankreich, das schöne Weib,
Du sitzest nicht stolz auf goldenem Thron,
Kein Purpur umhüllt dir den Leib.
Heilige, Heilige bist du uns,
Hältst uns die Himmelswache;
Dein Purpur ist unsrer Adern Saft,
Dein Reich ist des Geistes unendliche Kraft,
Dein Gold ist unsre Sprache.

Wann steigst du zur Erde, du schöner Traum,
Wo unsere Hütten stehn?
Wenn das Elend erfüllet den Erdenraum,
Und Völker in Schmerz vergehn.
Schwerter und Waffen, hie deutsches Land!
Die Träume werden Leben.
Ja, irdisch wirst du in Kampf und Noth,
Im deutschen Geist und im deutschen Tod.
Das Vaterland soll leben!"

Anhang

*

Bibliographisch-biographische Notizen

Siegfried August Mahlmann. 1771 in Leipzig geboren, 1826 gestorben. Nachdem er auf längeren Reisen als Hofmeister, und dann vorübergehend als Buchhändler gewirkt hatte, übernahm er 1815 die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt. Er ist der Dichter vieler bekannter Lieder, die, ähnlich wie solche von Wilhelm Gerhard, Volkslieder wurden. Eine edle, schöne Sprache zeichnet seine leicht dahin fließenden Verse aus, auch Empfindungen voll religiöser Weihe verdichtete er in innigen Strophen. Seit 1815 bis zu seinem Tode wohnte er auf dem von ihm erworbenen Brandvorwerk. Auf dem alten Johannisfriedhof ist er begraben. Sein Geburtshaus, Reichsstraße 4, trägt eine Gedenktafel.

Gedichte: Sämtliche Schriften, 1. Band. Leipzig 1839 bei F. Volkmar. Vergl. Hoffmann v. Fallersleben, U. volkst. Lieder; und Wustmann: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig 1905. 4. Aufl.

Karl Ludwig Methusalem Müller. 1771 in Schkeuditz geboren, 1837 gestorben. Schon seit 1807 übte er den erheblichsten Einfluß auf die „Elegante" aus, der er später (1816) neben Mahlmann als Mitredakteur angehörte. 1832 rückte Heinrich Laube an seine Stelle. In seinen Lebenserinnerungen (1875) sagte Laube von Müller: „er hieß nicht blos Methusalem, er war ein Methusalem." Die Sommernacht: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 148. 26. Juli 1810.

Gottfried Wilhelm Fink, 1783—1846, als langjähriger Redakteur der Allgemeinen Musikzeitung Gegner der Davidsbündler; später Universitätsmusikdirektor. Sehr verdienstlich ist

sein Sammelwerk „Musikalischer Hausschatz der Deutschen". Eine Sammlung von 1000 Liedern und Gesängen. 5 Bde. Leipzig 1845 ff. G. Mayer. Unter dem Pseudonym Gottfried Richard sammelte er seine „Gedichte" (1813).

Schneiderburschenlied auf Leipzig, s. Musikalischer Hausschatz, 1. Bd., S. 69.

Wilhelm Gerhard, geb. in Weimar 1780, gest. 1858 in Leipzig. Unter den Augen Goethes (und Wielands) groß geworden, pflegte Gerhard stets seine Beziehungen zu Goethe. Er berichtet von Besuchen bei Goethe, dieser dankt ihm (24. Dez. 1825) für eine ihm zu Ehren abgehaltene Feier (Weimarisches Dienstjubiläum) in der „Lyra"; (Briefe W. A. Bd. 40, S. 190). Ferner werden beide zusammengeführt durch gemeinsame Bemühungen in der serbischen Literatur; (Briefe Bd. 42, S. 128). Auch Eckermann gegenüber erwähnte Goethe mannigfach Gerhards Verdienste; und er sagte freudig zu, als ihn Gerhard zur Taufe seines ersten Sohnes zum Gevatter bat. Der durch große Handelsgeschäfte reich gewordene Kaufherr erwarb sich um die Kultur Leipzigs hohe Verdienste. In seinen Gedichten trifft er oft mit glücklichster Begabung den Volkston; viele seiner Lieder werden noch heute gesungen; vergl. Hoffmann von Fallersleben: Unsere volkstümlichen Lieder. Leipzig 1859, W. Engelmann. Zu Gerhards Leben: Simílde Gerhard: Stammbaum und Chronik der Familie Gerhard. 1881. Privatdruck. Ferner: Dr. Karl Weichard: W. Gerhard, Natur und Geist, Beilage des Leipziger Tageblatt, Nr. 497. 30. September 1906. Erläuterungen dazu von Raimund Gerhard und Prof. Vogel.

„Gedichte", 2 Bde. Leipzig 1826. J. A. Barth. „Wila", Serbische Balladen (Volks- u. Heldenlieder), Leipzig 1828. 2 Bde.

In letzter Stunde möchte noch August Heinroth-Treumund Wellentreter in den lyrischen Verein aufgenommen werden Heinroth lebte von 1773—1843 in Leipzig, war Psycholog und Professor der Psychiatrie an der Universität; als Gelehrter war er Vertreter einer mystisch-romantischen Philosophie, als Dichter gehört er nahe an den Kreis Mahlmanns, er ist aber weitaus schwächer als dieser oder etwa Gerhard, es ist Biedermeierlyrik, die, besonders im religiösen, starke Einschläge von der Romantik her hat. Kein gottbegnadeter Sänger, aber ein freundlicher

Hauspoet war Wellentreter, und es sei ihm hier noch ein Plätzchen vergönnt für ein paar Verse wie diese:

Zur Guitarre

Komm, Gespielin stiller Stunden,
Freundin, glücklich mir gefunden,
Komm, Guitarre, freundlich-traute:
Durch harmonisch-süße Laute
Labe sanft mein Herz.

Wann die Saiten dir erbeben,
Wohllautslaute dir entschweben,
Ach, mit zauberischem Klange
Stimmen zart sie zum Gesange,
Der das Herz erquickt.

Wann mich trübe Stunden drücken,
Wenn mich heit're froh beglücken:
Will ich dir es treulich sagen,
Du sollst, Freundin, mit mir klagen,
Mit mir fröhlich seyn.

Zum Nahmenstage

Wenn heut' ein großer Herr ich wär',
Da wüßt' ich, was ich thät:
Da holt' ich Musikanten her,
Zu blasen früh und spät;
Da gäb' ich großen Ball und Schmaus,
Da würde hoch tractirt,
Und Abends dann das ganze Haus
Schön bunt illuminirt.

So bin ich nur ein armer Wicht!
Wie ich mich mühen mag:
Mehr als ein Blümchen hab' ich nicht
Zum Henrietten-Tag.

Doch nein! zum Wunsch ein Wörtchen doch:
Leb' unter Freud und Scherz
Viel Henriettentage noch
Du liebes, liebes Herz!

S. Treumund Wellentreter, Gesammelte Blätter, 4 Bde., Leipzig 1818—1820, F. Gleditsch. Erster Band: Poesie, S. 110 und dritter Band: Prosa und Poesie, S. 319.

Theodor Apel, „Gedichte“, Leipzig 1840, F. A. Brockhaus; desgl. „Dramatische Werke“, 2 Bde. 1856 ff. Apel, 1839 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde erblindet, war der Jugendfreund Richard Wagners; vergl. Rich. Wagner an Theodor Apel, herausgeg. v. Theodor Apel-Ermlitz, Leipzig 1910.

Der Entfernten, s. Gedichte S. 28.

Karl Herloßsohn (eigentlich Herloß), 1804—1849, gest. in Leipzig. Schon ca. 1824 war er von Prag, freiere Luft suchend, nach Leipzig übergesiedelt und galt als Senior des immer stärker anwachsenden Kreises österreichischer Flüchtlinge. Von 1830 bis 48 gab er die Zeitschrift „Der Komet“ heraus. Seinen Steckbrief zeichnete Le Petit 1834 im Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt: „Lebt bei Leipzig im Rosenthal von Grog, Cigarren und Complimenten.“ „Sein Leben war ein stilles Wandern von einer Kneipe zu der Andern“, besang ihn der Kreis um Laube. Meißner (Geschichte meines Lebens, 1889) sprach von ihm als dem Mann, „dem man schon nach fünf Minuten gut sein müsse“. Herloßsohn war ein überaus gewandter Poet, seine Dichtungen und Liebeslieder sind keineswegs tief, zuweilen wirken sie süß; in vielen aber trifft er doch auch volkstümliche, schlichte Töne. Die Revolutionszeit gibt seinen Gedichten herberen, ja im Gegensatz zu früher von Bitterkeit erfüllten Gehalt. Er starb elend und verlassen im St. Jakobspital. Auf dem alten Johannisfriedhof liegt er begraben. Vergl. H. H. Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1910; „Zwischen Komet und Planet“, S. 322; ferner Houbens Laube-Biographie.

„Buch der Liebe“, Leipzig 1842, Fest. „Buch der Lieder“, Leipzig 1849, Th. Thomas. „Reliquien in Liedern“, Leipzig 1850, Th. Thomas. „Gesammelte Schriften“, 2 Bde., Leipzig 1860—68. „Sieg der Freiheit oder Tod“, 1848, aus den Reliquien in Liedern, alle übrigen sind dem „Buch der Lieder“ entnommen.

Johann Peter Lyser (=Burmeister), 1803—1870, weilte zu Anfang der 30er Jahre länger in Leipzig, wohl angezogen mit durch das mächtige Aufflammen des deutschen Liberalismus gerade an der Pleiße. Wir finden ihn hier befreundet mit Herloßsohn und Ferdinand Stolle. Zu einem Taschenbuch des ersteren entstanden die Mephistophelesbilder (1833). Lyser pflegte auch Beziehungen zum Kreise Schumanns und seiner

Davidsbündler. Außer den wiedergegebenen hübschen Proben seiner behaglich-ironischen Dichtungsart wäre noch auf sein längeres „Leipziger Lied", 1833, hinzuweisen, eine Satire auf die putzlüsternen, hochmütigen Leipzigerinnen, sowie auf das satirische Poem: „Des Ratsherrn Siebel Leibschneider". Seine böhmische Reise trat Lyser 1834 von Leipzig aus an. Seit 1835 wird ihm von der Polizei der Aufenthalt sehr erschwert, ihm wie nicht wenigen Leidensgenossen, deren Literatenexistenz eine sehr klägliche war. Aber noch bevor er die Stadt verließ, dichtete er, aus den engen Verhältnissen sich herausfehnend, die Abschiedsstrophe:

Denn, Freunde, nicht in Leipzigs Mauern
Will ich als Poet versauern!
Immer weiter, immer fort!
In den Thälern, auf den Höhen
Will ich selig mich ergehn,
Wandern, wandern frei von Ort zu Ort."

„Lieder eines wandernden Malers", Leipzig 1834, G. Schaarschmidt. (Hieraus das Lied des wandernden Bassisten und die Nächtliche Wasserfahrt.) „Fünf Lieder eines Selbstmörders", Komet, Jahrg. 1834, Nr. 114 ff. „Des Knaben Wunderhorn", Mährchen und Lieder. Leipzig 1834. Wigand'sche Verlagsexpedition. S. S. 143 die Serenade. „Doktor Faust in Auerbachs Keller". Der Komet. 5. Jahrg. Leipzig 1834, Nr. 46. Lyser schrieb auch unter dem Pseudonym Viktor Savello.

Vergl. Dr. Leopold Hirschberg: J. P. Lyser. Zeitschr. f. Bücherfr. 1906, Nov. F. Hirth, J. P. Lyser, der Dichter, Maler, Musiker. München u. Leipzig, 1911.

Ernst Ortlepp, 1800—1864. Seit Mitte der 20er bis Ende der 30er Jahre in Leipzig. Er verzehrte sich in einem unstäten, wirren Leben und gelangte nie zu einem festeren Halt. Als Dichter der Zeit entfaltete er um 1830, in einer freilich maßlosen Überproduktion, eine große Wirksamkeit. Er ist der Dichter des liberalen Bürgertums aus dem Vormärz. Goethe urteilte, als der problematische Poet ihn besuchte, über ihn: (29. Juli 1828). „Besuchte mich ein junger Mann, dessen Geisteszustand ich bedauern mußte. Er zeigte schon früher ein gewisses poetisches Talent, hat sich aber in die ästhetisch-sentimentalen Grillen so verfitzt, daß er gar kein Verhältniß zur Außenwelt finden kann.

Er ist schon 28 Jahre alt und gab mir zu peinlichen Betrachtungen Anlaß." (Tagebücher, W. A. Bd. 11 S. 252.). Ortlepp führte, wie auch Lyser und Wolfram, eine trübselige klägliche Literatenexistenz. Es war ein Wendepunkt, als sich Laube, 1833, gegen seine Vielschreiberei richtete und über ihn den Stab brach. Seit 1836 wurde er mehrfach aus Leipzig ausgewiesen, er ist wohl schon vor 1848 verdorben. An einem Junitage des Sommers 1864 wurde er bei Schulpforta ertrunken aufgefunden. Die Verwüstung seines großen Talentes bleibt zu bedauern. Die mitgeteilten Gedichte sind voll von ergreifenden und echten poetischen Zügen, und sind zumeist frei von der Gewöhnlichkeit und dem Schwulst, in denen Ortlepp seinen Genius erstickte.

„Gedichte", Leipzig 1831, Fr. Fleischer. „Gustav Adolph", eine lyrische Phantasie zu dem 200jährigen Jubiläum der Breitenfeld-Leipziger Schlacht, Leipzig 1831, W. Zirges. „Allgemeines Neujahrsgedicht für die deutsche Nation", Leipzig 1831, Reclam. „Pfingstlied für Europa" 1831. „Deutschlands Erntefest", Leipzig 1832, W. Engelmann (S. S. 32). „Die Cholera". Ein episch-lyrisches Gedicht. Leipzig 1832. W. Engelmann. „Der Traum". Eine lyrische Dichtung. Leipzig 1832. Max Cnobloch. „Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen", oder Stimmen der Gegenwart. Ein Kranz politischer Gedichte. Hamburg 1832 Hoffmann u. Comp. (Das verfluchte Land, S. 37) „Über Leibes-konstitutionen, Eß- u. Trinkfreiheit", Leipzig 1832, Fest. „Briefe eines Ungenannten", ein Roman, Leipzig 1833, H. Reichenbach. „Das Siebengestirn der Kriegshelden", Lebens- u. Totenkränze. Leipzig 1833, W. Engelmann. „Die Verstoßene", aus d. Komet, Leipzig 1835. Nr. 98. „Das Buch der heiligen Frauen", Leipzig 1835. Anton Peeters Verlagscomptoir. „Allgemeines deutsches Liederbuch", Stuttgart 1838. „Schillerlieder", Stuttgart 1839. (Schillers Wohnung in Gohlis). „Lieder eines politischen Tagwächters". Stuttgart 1843. (Hieraus die Gedichte S. 31, 33, 34, 36, 37, 40, 41 dieser Sammlung).

Vergl. Hermann Marggraff: Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit, Leipzig 1847, Kößlingsche Buchhandlung. S. 208. Ortlepp, Aus dem Osterlied für Europa, und: „Sibirien" (S. 210), das Marggraff „vielleicht das beste, das Ortlepp gedichtet hat", nannte.

Ferner: Herm. Marggraff: Deutschlands jüngste Literatur-

und Culturepoche. Charakteristiken. Leipzig 1839, W. Engelmann, S. 340—434, F. Walther Ilges, Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. München 1901. E. Reinhardt. (Hieraus S. 116/117 die mitgeteilten Strophen der Zueignung der Napoleonlieder, 1843), H. H. Houben: E. O. ein verschollener Dichter. Leipz. Zeitg. Wiss. Beilage 1901. Nr. 106.

Ludwig Hermann Wolfram (=F. Marlow), geboren zu Schkeuditz 1807, gestorben 1852 zu Leipzig. Sein Pathe war jener Methusalem Müller. Wolfram gehört zu den erschütterndsten Gestalten in der deutschen, wie besonders in der Leipziger Literatur. In einer unsäglich traurigen Existenz voll ewigen Schuldenmachens und -machenmüssens verdarb sein Talent. In glücklicheren Tagen haben ihn wir uns gleichfalls im Hotel de Pologne, dem Sammelpunkt damaliger Literatur, oder bei Clermont und bei Kintschy zu denken, seine Lebensbahn führte ihn aber zumeist in Wechselarrest, ja ins Arbeitshaus. Sicher war er befreundet mit Ernst Ortlepp, in dessen Nachbarschaft ihn überhaupt sein tragisches Geschick stellt. Auf Wolfram als Vorbild wird zurückgeführt ein satirisches Zwiegespräch in den „Humoristischen Mondlichtern" von Theodor Drobisch (Leipzig 1848), hier unterhalten sich versetzte Mäntel und Paletots von Schriftstellern; die ins Leihhaus übergesiedelte Literatur wird damit geschildert. Wolfram wurde mehrfach aus Leipzig ausgewiesen, da ihm die Polizei seine mangelnden Mittel, wie vielen andern Schriftstellern auch, zum Verbrechen machte. Ende 1847 finden wir ihn in Neuschönefeld. Dann ist er lange ein Verschollener; in den letzten Lebensjahren soll er in Trunksucht verfallen sein und sich meist auf den Dörfern herumgetrieben haben. Zerstört an Leib und Seele ward er aufgegriffen und ins Leipziger (Gefangenen-) St. Georgenhaus eingebracht, wo er (1852) starb.

F. Marlow, Faust. Hrsg. v. Otto Neurath. Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten, Berlin, Frensdorf, o. J. (1907). S. 161 Dichtergrabschrift 1838. S. 115 Dichters Kreuzigung 1838. S. 400 Die Totenblume 1840.

Heinrich Laube, geb. 18. Sept. 1806, gest. 1884. Für eine ganz wesentliche Epoche des jungen Deutschlands weilte Laube in Leipzig. Er ward 1832 als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt berufen. 1834 wurde er aus Sachsen verwiesen, aber schon 1837 treffen wir ihn wieder in Leipzig, von 1840

an dauernd, und nur mit kurzen Unterbrechungen, bis er 1848 in die Paulskirche gewählt wurde, womit die uns interessierende Epoche abschließt. In den Jahren 1843 u. 44 redigiert er (damals im „Storchnest" wohnend) wieder die „Elegante"; Fontane hat uns aus dieser Zeit ein Bonmot Max Müllers überliefert:

„Was sich Kühne nicht erkühnt,
wird sich Laube nicht erlauben."

Laube ist in diesen Jahren ein nicht harmloser Mittelpunkt der Leipziger Literatenkreise. Leipzig, das knapp über 40000 Einwohner zählte, zog damals eine Masse Schriftsteller an. Ein „gewaltiges Kochen" nannte Meißner in einem Briefe das Leben der Stadt, in die sich die österreichischen Dichter vor der schwarzgelben Reaktion geflüchtet hatten. Sammelpunkte der Literaten waren das schon genannte Hotel de Pologne, dann das Hotel de Bavière, unter dem Literaturwirt Julius Kistner, später unter Redslob, Kintschy im Rosenthal; auch in den Kuchengärten und umliegenden Bierdörfern traf man sich. Dem Kreise gehörten Männer an wie Friedrich List, Karl Spazier, Karl Gutzkow, wenigstens zeitweise, Axenfeld, Kuranda, Robert Heller, Friedrich Gerstäcker, Karl Herloßsohn, Karl Beck, Moritz Hartmann, Lortzing, Wuttke, Dietzmann, Oswald Marbach u. a. Auch Berthold Auerbach, der 1844—46 in Leipzig war, verkehrte in dem Kreise. Otto Ludwig, der stillere, nannte den Kreis eine „Tigergrube". Von hier war nur ein Schritt zur Gründung des Literatenvereins (1840), unter Führung Robert Blums, des „Jakobiners", hier heraus entfaltete Karl Biedermann seine politische Wirksamkeit, und hier gleichfalls setzen die Arbeiten des Schillervereins (1840) ein. So gruppierte sich in der „papiernen" Stadt, wie Laube Leipzig bald nannte, ein mächtig pulsierendes Leben um seine kecke, frische Persönlichkeit.

Vergl. Laubes Biographie von H. H. Houben. Ausgewählte Werke, Einleitung. Leipzig, Hesse. Die von Laube zur Gutenbergfeier gedichteten Verse S. Haltaus, Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. Fest. S. 151

Ludwig Ferdinand Stolle, 1806—1812. Stolle ist als Student und Journalist von 1826—1835 in Leipzig, wie auch später von Grimma aus vielfach zu längeren Aufenthalten. Auf

dem „neuen Neumarkt" bewohnte er eine gemütliche Mansarde, wie er in seinen Lebenserinnerungen schreibt. Er ist bekannt und befreundet mit Ernst Ortlepp und Karl Herloßsohn. Seit 1844 gab er den „Dorfbarbier" heraus, aus dem dann die „Gartenlaube" hochwuchs. Im Stadtwald bei Grimma wurde ihm 1895 ein Denkmal errichtet.

„Gedichte", Grimma 1847. „Lieder und Gedichte", Leipzig 1855, Keil. Hieraus: Graue Abenddämmerung, S. 21. Lebensgeschichtliche Umrisse, Leipzig 1855, Keil. Nationalversammlung der Deutschen Lyriker d. 18. u. 19. Jahrh. 3 Bde. 1839. Herausgeber F. Stolle.

Theodor Oelckers, laut frdl. mündlichem Hinweis v. Dr. Paul Schumann. Mosaik, Album deutscher Schriftsteller, Leipzig 1847. O. Klemm. Ewiges Wandern, S. 41.

Gotthard Oswald Marbach, geb. 13. April 1810, seit 1833 Privatdozent an der Universität, 1840 Professor, später Mitbegründer der „Teutonia"; Mitarbeiter und Redakteur der „Leipziger Zeitung". „Gedichte", Leipzig 1836, 2. Aufl. 1838. Unter dem Pseudonym Silesius Minor. „Gutenberg", s. Haltaus, Album etc. S. 157. „Über moderne Literatur", Leipzig 1836—38. 3. Bd. (Kühne usw.).

Karl Ferdinand Haltaus, geb. 1. November 1811, gest. 1848. Lehrer der Geschichte an der Thomasschule zu Leipzig. Ein freigemuter, deutsch national empfindender, aber nicht klarer Geist. Herausgeber d. Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840, Fest. „Gedichte", Leipzig 1844, 2. Aufl. 1848, Fest. Der Weihnachtsabend, Aus d. Album fürs Erzgebirge, Leipzig 1847, Brockhaus u. Avenarius.

Theodor Fontane, 1810—1895. Verbrachte die Jahre 1841—43 als Apothekerlehrling in Leipzig (Von zwanzig bis dreißig I. Berlin, F. Fontane, S. 305 ff.) Fontane bezeugte es in seinen Lebenserinnerungen, wie förderſam und fruchtbringend ihm der Aufenthalt in Leipzig war. Hier kam er in Beziehungen zu Gelehrten und Schriftstellern, wie Wilhelm Wolfsohn und Max Müller, dem später berühmt gewordenen Sanskritisten, wie auch zu Dr. Georg Günther, dem Schwager Robert Blums, Freunde, mit denen er den „Herwegh-Klub" gründete. „Mein Leipzig lob ich mir", überschrieb er das Kapitel, in dem er von

seinem Tun und Dichten berichtet — von der Adlerapotheke in der Hainstraße, von der romantischen krummen und schiefen Lehrlingsmansarde, von Kaffeestunden bei Kintschy und Bonorand, wo er die Sperlinge fütterte, vom Schlachtfelderbesuch um die Stadt herum, und von den poetischen Klubs. Als der Schillerverein seinen Sammlungen eine Schillerweste einverleibt hatte, dichtete Fontane die ausgelassene Parodie Shakespeares Strumpf. (Ges. Werke: Von zwanzig bis dreißig I. S. 320), und veröffentlichte die Verse Herbst 1841 im Leipziger Tageblatt. Man wird sie gerne hier lesen und wird es hübsch finden, welch' charmante Erinnerungen Fontane an Leipzig pflegte, daß er sich dieses Gedicht in den 80er Jahren wieder aufzeichnete.

Karl Beck, 1817—1879, neben Moritz Hartmann der bedeutendste jener österreichischen Freiheitssänger, die in Leipzig Zuflucht suchten. Durch Gustav Kühne wurde er seit 1837 in die literarische Welt eingeführt. Eine kaum gezähmte Dichterglut strömte von seinem heißblütigen ungarischen Naturell aus, seine Lieder und Gedichte geben einem starken sozialen, ja demokratischen Gefühlsleben Ausdruck, von Mitleid beseelt für die Armen und Unterdrückten war er einer der ersten Sänger des Proletariats. Hermann Marggraff, in seiner „Jüngsten Literatur und Kulturepoche", schätzte Beck sehr (S. 30); er fand es nur „bei seinem wirklich bedeutenden, einem kecken Feuersprudel zu vergleichenden Talente, zu bedauern, daß bei ihm die Ideen nicht ausgegohren seien".

„Nächte". „Gepanzerte Lieder". Leipzig 1838, W. Engelmann. Der fahrende Poet. Dichtungen. Leipzig 1838, W. Engelmann. Stille Lieder, Leipzig 1839 Gesammelte Gedichte. („Ungarische Melodien"), Berlin 1844 Lieder vom armen Mann, Leipzig 1846 B. Hermann. (Aus unsrer Sammlung beide Ged. S. 31) S. 53, 56, 58, 60 aus den „Gepanzerten Liedern". Die Gedichte „Eine Thräne" u. „Geh zur Ruh'" s. Gedichte, 3. Aufl. 1870 S. 211 u. S. 225

Vergl. Chr. Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850, München 1903.

Robert Blum, 1807—1848. Der poetisch sehr produktiv veranlagte Rheinländer kam 1831 als Theatersekretär und Kassierer nach Leipzig. 1840 begründete er den Schillerverein,

1845 den „Redeübungsverein"*), seit Anfang 1848 ward er Hauptführer der sächsischen Demokraten und Vertreter Leipzigs in der Paulskirche. Am 9. November 1848 wurde er in der Brigittenau bei Wien erschossen. Blum entfaltete in Leipzig eine mächtige agitatorische Tätigkeit für deutsche Einheit und deutsches Volkstum, den Fürsten war er feind, die deutschen Frauen pries er in begeisterten Liedern.

Ausgewählte Reden und Schriften, Leipzig 1880. „Theaterlexikon", in Gemeinschaft redigiert mit Herloßsohn und Marggraff. Hans Blum: Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild, Leipzig 1879. Hieraus: An Germania (1831) S. 68. Dem Vaterlande S. 226. Den Frauen S. 227. Gleichniß S. 71. Siehe auch „Dummheiten, Malicen und Xenien", ca 1833. „Erinnerung an Königstein 1848", Friedrich Meyers Antiquariatskatalog Nr. 8 (1898). Original im Besitz der Familie Reinganum in Paris.

Luise Otto (-Peters), 1819—1895, gestorben in Leipzig. In der politischen Lyrik (vergl. Petzet a. a. O.) der 40er Jahre vertrat sie aufs nachdrücklichste als erste die Rechte der deutschen Frau, in glücklicher, wenn auch zuweilen allzu pathetischer Form. Sie hatte damit solchen Erfolg, daß sie, wie sie selbst berichtet, im Jahre 1848 als Prophetin gefeiert wurde. Im Revolutionsjahr gründete sie die „Frauenzeitung für höhere weibliche Interessen", 1865 gründete sie den „Allgemeinen deutschen Frauenverein". Sie veröffentlichte viele Romane. Hervorzuheben sind ihr Gedicht auf Robert Blum, in dem die Erregung über die Ermordung des Volksmanns nachzittert, und ihre Verdichtung der Leipziger Augustereignisse von 1845, jenem blutigen, unheilvollen Aufruhr auf dem Roßplatz vor dem Hotel de

*) Dem Kreise Robert Blums und auch schon Lysers gehörte auch ein Mann an, der, wie Ortlepp und Wolfram, es wert wäre, der Vergessenheit entrissen zu werden, Johann Sporschil, der für die Jahre 1840—50 in Leipzig bezeugt ist. Leider habe ich keine Verse von ihm ausfindig machen können. In Prosa muß er enorm fruchtbar gewesen sein. Zwischen Perioden riesigen Fleißes machte der problematische Poet Exkursionen auf die Leipzig umgebenden Bierdörfer, wo er sich verbarg und ungeheure Quantitäten Bier vertilgte. In Leipzig sind ein Dutzend historische Romane nachweisbar, die Kgl. öff. Bibliothek in Dresden besitzt 25 verschiedene Sporschilia. Im Besitze von Dr. Paul Schumann befindet sich: Leipzig-Meißen-Dresden und die Sächsische Schweiz. Mit 15 Stahlstichen; o. J. (ca. 1840). Sporschil wäre es wert, daß seinen Spuren einmal eingehender gefolgt würde.

Prusse (die gleichzeitig auch Minckwitz in hochmütigen Oden aristokratisch tadelnd besang). Auf dem freien Teil der Parkanlagen des alten Johannisfriedhofs ist Luise Otto-Peters ein Denkmal errichtet als der Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung.

Lieder eines deutschen Mädchens, Leipzig, 1847. Mein Lebensgang. Gedichte aus 5 Jahrzehnten. Leipzig 1893, Moritz Schäfer. (Der Abt. I, aus den Jahren 1840—50 sind die wiedergegebenen Gedichte entnommen.)

Hermann Marggraff, geb. 14. Sept. 1809, gest. 1864. Marggraff ist ein politischer Dichter im besten Sinne, seine Verse sind von reifer Einsicht und von einem wackeren poetischen Gefühl getragen. In Leipzig treffen wir ihn von 1838 bis 43 und dann wieder von 1853, als Redakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung", bis 1864. Seine erste Gedichtsammlung erschien 1830, gemeinsam mit seinem Bruder Rudolph, in Zerbst.

„Gedichte", Leipzig, 1857, F. A. Brockhaus. (Diesem Band entstammen die hauptsächlichsten wiedergegebenen Gedichte.) Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit, Leipzig, 1877. Kößlingsche Buchhandlung (vergl. Einl. S. 1—44). Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche in Charakteristiken, Leipzig, 1839, Engelmann.

Vergl. auch Petzet, Blütezeit etc. a. a. O. Zu dem Gedicht „Deutsche Einheit" enthält der Pilot (1843) die Varianten: statt greizisch preußisch, statt schleizisch bayrisch.

Ferdinand Gustav Kühne, 1806—1888. Kühne war ein erheblich reflexives Talent, seine Poesien sind nicht gestaltet, das sichre Formgefühl mangelt ihm. Als Mann des Maßes paßte er jedoch nach Leipzig, wo man nur selten einer extremen Richtung sich hingibt, in diesem Sinne redigierte Kühne von 1835—42 in gemäßigt jungdeutschem Sinne die Zeitung für die elegante Welt. Von 1846 an treffen wir ihn dann wieder in Leipzig, er hatte die „Europa" Chronik der gebildeten Welt von Lewald übernommen und redigierte sie bis 1856, bis zu seiner Übersiedlung nach Dresden.

Gedichte, Leipzig 1831. Liebesduett. Zweiundzwanzig Elegien, Berlin, 1834. Cölner Lieder, Leipzig 1842. (Daraus das „Lied des Teufels".) Gesammelte Schriften in 12 Bdn. 1. Bd. Gedichte. Leipzig 1862. Denike.

Vergl. Marggraff, D's jüngste Literatur- und Kulturgeschichte (besonders Kühnes Romane behandelnd). Ferner: Edgar Pierson: Gustav Kühne. Sein Lebensbild und Briefwechsel. 1889. Dresden, E. Pierson. Desgleichen H. H. Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911. S. 637: Gustav Kühne, „Eine Quarantäne im Irrenhause." Desgl. Robert Prutz, Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart, Leipzig, 1847, Mayer, S. 237—309.

Moritz Hartmann, 1821—73, einer der besten und kernigsten österreichischen Flüchtlinge, die in den 40er Jahren in Leipzig ihr Zelt aufschlugen. Mit einigen Unterbrechungen weilte Hartmann von 1844—48 in Leipzig, seit 1845 in einer großen Mansarde in der Reichsstraße, mit Alfred Meißner zusammen. Zur Sommerszeit war er häufig in Kühnes Landgut in Dölitz; auch im Brockhausschen und im Harkortschen Hause war er häufiger Gast. Er verfiel der Bohéme um so weniger, als er „ein fast unerreichter Meister ökonomischer Lebenshaltung" war. Hartmann ist eine der tüchtigsten und erfreulichsten Erscheinungen der Zeit. Goedeke nennt ihn einen der edelsten und frischesten Dichter, einen Kämpfer für das Bessere in Staat und Volk. Im Ausgang der 40er Jahre verließ er den „Literarischen Trödelmarkt" wieder, „das literarische Industriekomptoir" (Wittner a. a. O.) wie er sich ausdrückte.

„Kelch und Schwert", Leipzig 1839. 2. Aufl. 1845, J. J. Weber, 3. Aufl. C. B. Lorck. „Heitere Gedichte", Leipzig 1847, G. Wigand. Gesammelte Werke in 10 Bdn. 1874ff. H. v. Ludwig Bamberger, und Wilhelm Vollmer. Bd. 1. u. 2.

Vergl. Moritz Hartmann, Leben und Werke von Dr. Otto Wittner, Prag 1906. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.) Ferner: Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849, Hahn. Desgl. Robert Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—1858. Leipzig 1859, Voigt u. Günther. und Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipzig 1847, Mayer, bes. S. 237—309.

Richard Wagner, geb. 22. Mai 1813 in Leipzig, gest. 1883. Die entscheidenden Jünglingsjahre 1820—1833 verbrachte Wagner ganz in Leipzig. Nach den Wanderjahren (Würzburg, Magdeburg, Riga, Paris) verbrachte er die Zeit von 1842 bis 49 ganz in Sachsen; von Dresden aus häufig

nach der Vaterstadt heimkehrend. Das flammende Revolutionsgedicht gibt die Stimmung des stürmischen Künstlers und die nationale und menschliche Not dieser Jahre ergreifend wieder.
„Gedichte", 1906, H. v. C. F. Glasenapp. (Grote, Berlin.)

Sämtliche Schriften und Dichtungen, 5. Aufl. Bd. 12. Leipzig 1911, Breitkopf & Härtel u. C. F. W. Siegel, R. Linnemann. Die Strophen aus dem Gedichte „Die Noth" (s. S. 358) entstanden wahrscheinlich 1848, das Ganze umfaßte 16 Strophen. „An die Fürsten" entstand 1849. (S. 363.)

Johannes Minckwitz, 1812—1885. In platenschen Tönen dichtete er formgewandt kühle Oden, er war ein Wortmeister antikisierender Verskunst. Seit 1855 finden wir ihn an der Universität habilitiert, Professor wurde er 1861. Er steht abseits von dem lebendigen Fühlen der Zeit.

„Gedichte", Leipzig, 1847, Eduard Kummer.

Dr. Mises (= Gustav Theodor Fechner), 1801—1887. Unter dem Pseudonym Dr. Mises gab Fechner in den 40er Jahren populäre Schriften heraus, darunter auch Gedichte, die von einer erheblichen Leichtigkeit und Gewandtheit der Produktion künden, einer Produktion reflexiver Natur, der Herzens- und Gemütstöne nur dann beigemischt sind, wenn Fechner seine persönlichsten Lebensschicksale berührt. Fechners Freundeskreis waren zu dieser Zeit besonders die Söhne Dr. Volkmanns, seine späteren Schwäger, Dr. Härtel, der Philolog Raschig und die Enkel von Christian Felix Weiße und später Friedrich Wieck; es war der Kreis des „Römischen Hauses". Fechner ist auf dem neuen Johannesfriedhof begraben. 1901 wurde dem Gelehrten, dem Psychophysiker und Philosophen im Rosentale von seinen Schülern ein Denkmal errichtet.

Dr. Mises, Gedichte, Leipzig 1841, Breitkopf & Härtel. Rätselbüchlein, Leipzig 1850, ebenda.

Vergl. J. E. Kuntze: Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises) Ein deutsches Gelehrtenleben. Leipzig, 1892, Breitkopf & Härtel.

Theodor Drobisch, 1811—1882. Ein Dichter von behutsamem Freisinn, ein ängstlicher, ja in seiner Besorgtheit philisterhafter Mann, der sich fürchtete, den politischen Gebrechen der Zeit allzuheftig Opposition zu machen, seinen Freimut versteckt er hinter zahme Ironie und Satire.

„Gedichte ernsten und launigen Inhaltes", „Ernst und Humor, Ausgewählte Dichtungen". „Preußens Todtenmesse", Leipzig 1848, L. Naumburg. „Humoristische Mondlichter", Leipzig 1848, Payne. „Kasernenlieder", 1848. „Faxen aus Sachsen" 1850. Vergl. auch Petzet, Blütezeit d. deutsch. pol. Lyrik.

Adolph Böttger, geb. 21. Mai 1815 in Leipzig, gest. 1870 ebenda. Der allzuzartsinnige Lyriker und Epiker dichtete den ästhetischen Philistern zu höchstem Gefallen, zu innigster Ergötzung. Er ist es, der, nachdem der Sturmesatem der 40er Jahre verweht war, der Leipziger Lyrik den Stempel des Flachen und Seichten, des Süßlichen und Hohlen, ganz besonders aufprägte. Als Nachdichter Byrons und Übersetzer zahlreicher englischer Dichter ward er gleichfalls bekannt. Auf dem Neuen Johannesfriedhof liegt er begraben, sein Geburtshaus, Petersstr. 15, Hohmanns Hof, trägt eine Gedenktafel.

Gedichte, Leipzig 1846. (Märchengedichte „Frühlingsmärchen"). Johannislieder, 1847. Hyacinth und Lilialide, 1849. Die Pilgerfahrt der Blumengeister, 1851. 3. Aufl. 1857, mit 36 kolorierten Stichen nach Grandville. Gesammelte Werke, 1864 bis 66, Leipzig, Dürr. Bd. 1. Gedichte und Bd. 5. Epische Gedichte.

Arnold Schloenbach, geb. 31. August 1817. Für die Jahre 1842—46 ist uns Schloenbach als Mitarbeiter an der „Eleganten" bekannt. Im Jahr 1853 beteiligte er sich an dem von Böttger herausgegebenen „Buch deutscher Lyrik" (Leipzig 1853, Dürr) mit den mitgeteilten Versen (s. dort S. 42), die ganz die Böttgerschule atmen.

Carl Parucker, geb. 1826. In dem eben genannten Böttgerschen Buch deutscher Lyrik mit dem Gedicht Trost (s. dort S. 105) vertreten.

Gustav Freytag, 1816—1895, kam 1848 nach Leipzig zur Übernahme der von Kuranda gegründeten „Grenzboten", in Gemeinschaft mit Julian Schmidt; später redigierte er, auf kürzere Zeit, die Zeitschrift „Im neuen Reich"; er lebte bis 1879 in Leipzig, von Breslau hatte er ein Bändchen „Gedichte" (1845) mitgebracht; in Leipzig entstanden die „Journalisten", die „Fabier", die beiden großen Romane „Soll und Haben" und „Die verlorne Handschrift", sowie der größte Teil der Bilder aus der

deutschen Vergangenheit. Mit dem jungen Treitschke u. a. bildete Freytag den „Kitzing", eine literarisch-poetische Tafelrunde, die mit ihrem Wirklichkeitssinn, mit ihrer neuen Pflege realer politischer Ziele und eines tiefgründigen Deutschtums im stärksten Gegensatz zu jener Verflachung und Versüßlichung stand, in die das poetische Leben Leipzigs besonders durch die Schule Böttgers zunehmend geraten war. Das Gedicht „Unser Land" (1843), Strophen deutscher Sehnsucht und der Prophezeihung einer größeren Zukunft s. Gesammelte Werke, 1896, 1. Bd. S. 264.

Inhalt

Es wurden
300 Exemplare hergestellt.
Den Satz und Druck in der Weiß-Fraktur
besorgte die Buchdruckerei von
Poeschel & Trepte
zu Leipzig

*